

Lith. C. C. Meinhold & Söhne Dresd.

Die fromme Dienstmagd findet das Graupener Marienbild.

Lesecabinet der Jugend.

Dritter Band.

Drei Tage in Teplitz.

Von

Moritz Heger.

Dresden,

Druck und Verlag der K. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne.

Es war am Freitage vor Pfingsten.

Der Justizrath Händel in Dresden saß mit seiner Familie noch bei Tische, aber eine außerordentliche Heiterkeit, besonders der Kinder, würde jedem Neueintretenden es zur Gewißheit gemacht haben, daß es eine ganz besondere Veranlassung zur Freude gäbe. Und so war es. Der Vater hatte eben die Seinen mit der frohen Nachricht überrascht, daß er das bevorstehende Pfingstfest mit ihnen zu einem Ausfluge nach Teplitz benutzen wolle.

Das Fragen und Reden wollte nun fast kein Ende nehmen, bis endlich die Mutter daran erinnerte, daß noch Vorbereitungen zu treffen seien, wenn es bereits am Pfingstsonnabend früh fortgehen solle. „Nur gutes Wetter!" das war die Loosung, mit der sich die Tischgesellschaft erhob, der Vater, um in seinem Arbeitszimmer noch einige wichtige Amtssachen zu befördern, die Mutter, um mit liebender Sorgfalt die nothwendigen Reiseutensilien der Familie zu bedenken, die Kinder endlich, um ihrer Fröhlichkeit im Garten freien Lauf zu lassen, oder auch, um der lieben Mutter zu helfen. —

Sonnabend in der sechsten Morgenstunde begab sich eine fröhliche Caravane die Prager Straße hinaus nach

dem böhmischen Bahnhofe, Vater, Mutter und fünf Kinder, gefolgt von dem Hausmanne, welcher einige Reisetaschen bis zum Dampfwagen spedirte.

Schlag Sechs brauste der Zug fort, zwischen grünen Fluren dahin, welche von der hellen Morgensonne beschienen, im prächtigsten Maienthaue prangten.

Das Elbgebirge mit seinen freundlichen Weinbergen und Sommerhäusern, sowie das königliche Lustschloß Pillnitz, im Hintergrunde von dem Porsberge überragt, war raschen Laufes vor den Blicken vorübergeflogen und nach kurzer Zeit war die Elbstadt Pirna, gleichsam das Thor der weltbekannten sächsischen Schweiz, erreicht. Von nun an führt die Bahn in dem schmalen Elbthale längs des Flusses dahin, der auf beiden Seiten von Bergen und Sandsteinfelsen eingeschlossen ist.

Obgleich die Familie Händel schon mehrmals die Tour bis Schandau gefahren war, so waren Allen doch die Reize dieser romantischen Partie wie neu, zumal, da die vielen Obstbäume, mit denen die Bergabhänge besetzt sind, in der vollsten Blüthe standen.

Nur einen flüchtigen Gruß konnte man von weitem jenem hohen Felsenvorsprunge, der Bastei, zuwerfen, sowie später den gewaltigen Felsenbrüdern, dem Liliensteine und dem Königsteine, und bald nahte man sich dem ersten böhmischen Orte: Bodenbach, von wo aus eine Kettenbrücke über die Elbe nach dem gegenüberliegenden Tetschen führt.

Hier wurde die Eisenbahn verlassen und in einem Familienwagen die Fahrt weiter nach Teplitz fortgesetzt längs des Abhanges des Erzgebirges. Eine herrliche Gegend ist dieses Stück des Böhmerlandes, zwiefach herrlich, da es unsern Reisenden in der Pracht des Frühlings entgegenlachte.

Bei Kulm, bekannt durch die Schlacht im Jahre 1813 und durch die Denkmäler, die an jene erinnern, wurde eine Weile gehalten, dann aber ging es rasch vorwärts nach Mariaschein, dessen zwei gleichhohe Thürme man schon lange vorher sah, ehe man die Häuser dieses bekannten Wallfahrtsortes selbst erblicken konnte.

Aber was ist das für eine Schaar Männer und Frauen, deren bestäubtes Aussehen davon zu zeugen scheint, daß sie weit herkommen? Das sind Wallfahrer, wahrscheinlich aus der Lausitz, die zum Marienbilde ziehen, um da ihre Andacht zu verrichten.

Nachdem unsere Reisenden in dem geräumigen Gasthause des Ortes sich durch Speise und Trank erquickt hatten, gingen alle nach dem Gotteshause, dessen Gebäude wieder von einem durch eine Mauer eingefriedigten Hofe umgeben sind. Tritt man zur Pforte des Hofes ein, so ist es erst der große mit sieben Kapellen versehene Lauben- oder Kreuzgang, der uns aufnimmt und der mit sechsunddreißig großen historischen Frescogemälden geschmückt ist. In diesem Kreuzgange stehen 31 Beichtstühle, mit verschiedenen Bußbildern verziert. Außerhalb der Kapelle ist der Mariabrunnen, zu dessen Quelle zwei Stiegen hinabführen, wo dem dürstenden Waller ein Labetrunk sich darbietet, indem kostbares Felsenwasser, einem kleinen Bache gleich, ihm entgegen rieselt.

Groß und erhaben ist der Anblick des Innern der Kirche, insbesondere des Hochaltars.

Der freundliche und gefällige Sacristan machte unsere Reisenden nicht blos auf viele einzelne Merkwürdigkeiten dieses Altars aufmerksam, sondern zeigte ihnen auch die Kostbarkeiten, die in der Sacristei aufbewahrt, sowie

die Meßgewänder, die zuweilen von frommen Seelen der Wallfahrtskirche verehrt werden und von denen manche, außer der unendlichen Mühe der Stickerei, einen Gold- oder Perlenwerth von mehrern hundert Thalern haben.

Ueberrascht waren insbesondere die Kinder, die zuerst in ihrem Leben solche Pracht des katholischen Cultus sahen, und unter verschiedenen Fragen an die Aeltern oder an den Sacristan verließen sie die Kirche.

„Aber, wie ist's denn gekommen, daß man hier eine Wallfahrtskirche gebaut hat und warum heißt der Ort Mariaschein?" Diese und ähnliche Fragen hatten schon mehrmals jedem der Kinder während des Beschauens auf der Zunge gelegen, jetzt aber gelangten sie durch den Mund des zwölfjährigen Georg an die rechte Adresse, nämlich an den freundlichen Führer, der sie auch willfährlich beantwortete:

„Es war im Jahre 1437, so erzählt die Sage, am 8. September, am Feste Mariä Geburt, als früh Morgens eine Dienstmagd aus der Bergstadt Graupen in die benachbarten Gründe ging, um für ihr Vieh noch vor dem Gottesdienste etwas Grasfutter zu holen. Als sie unweit einer alten Linde das Gras sichelte, das von einer nahen Quelle gewässert, üppig grünte, und dabei ein frommes Lied sang zu Ehren der Maria, deren Fest man ja heute feierte, fuhr eine große Otter aus dem Grase hervor und wand sich mit Blitzesschnelle um den entblößten Arm der Magd. „Jesus Maria!" rief die Erschrockene aus und schien einer Ohnmacht nahe zu sein, als sie in demselben Augenblicke einen hellglänzenden Schein von der Linde auf sich zustrahlen sah und in diesem die Maria in der lieblichsten Erscheinung zu erkennen glaubte.

Von diesem Erscheinen und von ihrem frommen Glauben gestärkt, sah die Erschrockene, wie das Schlangenungeheuer sich in eben dieser Schnelle, wie es sich um ihren Arm gewunden, auch wieder loswindet und, ohne sie auch im Geringsten zu verletzen, in dem tiefen Grase, der Linde zu, vor ihren Blicken verschwindet.

Sie eilte nun nach Graupen zurück und erzählte voll Begeisterung, was sich mit ihr Schreckbares und Wundervolles zugetragen.

Die Graupener Bürger hörten mit Staunen die Begebenheit und gingen zur selbigen Stunde, von der Magd geführt, zu dieser Wunderlinde hin. Sie fingen sogleich an, den Baum zu untersuchen, und fanden, daß diese Linde eine tiefe Höhlung habe. Ihre Verwunderung erreichte den höchsten Grad, als sie in der Aushöhlung dieses Baumes, wohlverwahrt ein Bildniß der Maria fanden und zwar so gestaltet, wie sie die fromme Magd bei ihrer Anrufung in ihrer Noth gesehen hatte.

Von tiefer Ehrfurcht ergriffen, getrauten sie sich nicht, das gefundene Bild weiter anzurühren, sondern Einige eilten nach Graupen zurück und baten ihren Seelsorger, daß er in würdiger Weise das Bild erheben und in die Kirche nach Graupen übertragen möge.

Der Pfarrer eilte sogleich, den Wunsch seiner Kirchkinder zu erfüllen, ließ mit allen Glocken läuten und in einer feierlichen Procession wurde das Bild nach Graupen geholt und in der Kirche aufgestellt.

Doch in wenig Wochen darauf wurde infolge weiterer Besprechung der Graupner Einwohner das Bild in einer kleinen Kapelle an der Linde selbst aufgestellt und daneben ein Betaltar errichtet.

Der Ruf des Marienbildes an dieser Linde erscholl bald weit umher und die Zahl der Wallfahrer mehrte sich von Jahr zu Jahr.

Das Bildniß Maria an der Linde war die Darstellung, wie sie, die betrübte Mutter des Heilandes, ihren Sohn entseelt auf dem Schooße ruhen hat. Die treuherzige Theilnahme an diesem Bilde gab nun bald die Veranlassung, daß man das Bild „Maria im Elende" nannte. Die Gegend nun, die damals, ihrer Oede wegen, einem Elende gleichen mochte, wurde durch dieses Bild berühmt, so daß man sie allgemein das Elend nannte.

Zu Ehren des Marienbildes ließ Albert II. von Kolowrat im Jahre 1442 eine Kapelle dahin bauen, welche später zu einer Kirche erweitert und feierlich eingeweiht wurde.

Als nun nach und nach die Geschenke und Vermächtnisse an diese Kirche sich immer mehr vermehrten und die Gegend selbst nach dem dreißigjährigen Kriege durch Getreide- und Obstbau in eine wahrhaft paradiesische sich verwandelte, beschloß man den Namen „Maria im Elende" in den wohlklingenden „Maria im Glanze" umzutaufen, woraus später kurzweg „Mariaschein" wurde."

Mit herzlichem Danke für die interessante Mittheilung empfahlen sich unsere Reisenden von dem Sacristan und fuhren nun durch einige freundliche Dörfer dem Ziele ihrer Pfingstpartie „Teplitz" zu, das sie in einer Stunde erreichten und das sie schon in der Ferne durch seine wunderliebliche Lage entzückte. Vor dem Gasthause „zur Stadt Rumburg" wurde Halt gemacht und dann eiligst Quartier genommen, zumal da es schon Nachmittags 3 Uhr war und der Appetit nach dem Mittagbrode sich allgemein ein-

gestellt hatte, aber bald zur Zufriedenheit durch „Wiener Schnitzel“ und „Lungenbraten“ glücklich gestillt wurde.

Eben als die ganze Famitie ausziehen wollte, die Herrlichkeiten der Stadt zu besehen, hielt ein Wagen am Gasthofe und „Onkel Emil“ erscholl es plötzlich wie aus einem Munde, „Onkel Emil aus Annaberg und Cousine Thekla, willkommen, tausendmal willkommen!

Justizrath Händel hatte nämlich einige Tage vorher von der bevorstehenden Lustpartie seinem Bruder geschrieben und dieser überraschte jetzt seine lieben Verwandten.

Nach kurzer Rast wurde nun gemeinschaftlich der erste Ausflug gemacht durch den Brunnengarten, über den Markt, und durch die Schloßgasse nach dem reizenden Schloßgarten mit seinen herrlichen Alleen, seinem Schwanenteiche und seinen tausend und aber tausend Singvögeln.

Vom Schloßgarten ging es bergauf nach dem Schießhause zu, welches auf einer ziemlichen Anhöhe ganz nahe an der Stadt liegt und in dessen Nähe sich ein Denkmal, zur Erinnerung an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den fleißigen Besucher der weltberühmten Badestadt, befindet.

„Aber was ist denn dort für ein Scherbelhaufen?“ fragte die kleine Adele.

„I du kleines vorwitziges Ding,“ antwortete Onkel Emil, „das ist ja die Schlackenburg und in wenig Minuten wirst du sehen, wie wohnlich es hinter diesen Schlackenmauern ist, denn wir gehen grade drauf zu.“

Und in der That, nicht nur eine prächtige Aussicht nach der Stadt, dem Abhange des Erzgebirges und nach dem Milleschauer hatte man von der Zinne dieser neu-

modischen Burg, sondern auch delicater Kaffee wurde von dem Burgwart servirt.

Nun ging es nach Schönau, dem freundlichen Neuteplitz, welches unmittelbar an die ältere Schwesterstadt grenzt, und mit einem Besuche des Gottesackers, auf welchem sich das Grab des Dichters Seume befindet, ward der erste Tag beschlossen.

Auf dem Rückwege zum Gasthofe ging man an dem neuen protestantischen Gotteshause vorüber, in welchem dem Vormittagsgottesdienste des morgenden, ersten Pfingstfeiertags beizuwohnen, schon vorher bestimmt worden war.

In den spätern Abendstunden kamen noch viele Lustreisende in Teplitz an, eine nicht geringe Zahl zu Fuß, weil sie die Tour übers Gebirge und das Mückenthürmchen vorgezogen hatten. Aber die Pfingsthoffnungen waren sehr gemindert, denn der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt und der Wind blies aus Südwest, daher regnerisches Wetter ziemlich bestimmt in Aussicht stand. Und so war es.

Ein allgemeiner Schreckensruf ertönte am frühen Morgen des ersten Pfingstfeiertags, als unsere Reisenden, durch das Plätschern des Regens geweckt, nach keiner Seite des Horizontes hin ein helles Pünktchen, wohl aber vom Gebirge her dunkle und schwere Wolken ziehen sahen. Dazu war die Temperatur kühl und unfreundlich.

Da alles Klagen nichts helfen konnte, so mußte man sich wohl oder übel trösten und seine Hoffnung auf ein „Vielleicht wirds besser!“ setzen.

Der Mittag kam heran und noch keine andere Aussicht. Die Väter gingen nach Tische in den Kaffeesalon, wo sie noch viele Leidensgefährten, darunter auch einige

Bekannte aus Dresden, fanden, die erst in der Nacht in Teplitz angekommen waren.

In „Stadt Rumburg" saß aber die mißmuthige Kinderschaar und die Mutter hatte Noth, die Ungeduld der Kleinen und Großen zu beschwichtigen.

„Bitte, bitte! Vater, Onkel! Erzählt uns Etwas, damit die Stunden schneller vergehen;" mit diesem Ausrufe bestürmten die Kinder die Heimkehrenden und da allerdings für heute auf keine Aenderung des Wetters zu rechnen war, so erzählte der Justizrath dem aufmerksam zuhörenden Kreise der Seinen folgende Geschichte:

Es kommt Alles an die Sonne.

Am 30. Juni 1790 machte der reiche und angesehene Kauf- und Handelsmann Johann Markus Storbenk bei dem Bürgermeisteramte der reichsfreien Stadt Nürnberg folgende Anzeige:

„Er wäre heute gegen 5 Uhr Morgens durch seine Dienstmagd Katharina Kamm geweckt und benachrichtigt worden, daß die Haus- so wie die Comptoirthüre offen ständen und daß aus dem Comptoir die dortselbst gestandene eiserne Kassentruhe gestohlen worden sei. Er habe sich hierauf selbst von der Wahrheit der Angabe der Magd überzeugt und gefunden, daß der Diebstahl vermittelst Auflösung einer Fensterscheibe, welche in der auf die Hausflur führenden Comptoirwand eingefügt gewesen, nach vorhergegangener Eröffnung der Hausthüre mit Dietrich oder Nachschlüssel verübt worden sei. Verdacht könne er zur Zeit gegen Niemand aussprechen. Er bitte gehorsamst, daß ihm zur Wiederhabhaftwerdung seines Eigenthums ober-

herrliche Hülfe geleistet und sonst nach den Gesetzen des angezeigten Diebstahls wegen weiter verfahren werden möge."

Den Inhalt der ihm entwendeten Kasse gab er auf ungefähr 2000 Gulden an. Späterhin erklärte er unter Vorlage eines Extracts aus seinem Handelsbuche und unter Eidesleistung, „daß sich in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni in der gestohlenen Kasse nicht mehr als 1828 Gulden 20 Kreuzer baar befunden."

Diese Anzeige ward noch am selben Tage an das Schöffenamt abgegeben, und es ward auch, freilich nach Maßgabe des damaligen Verfahrens, mit allem Amtseifer und Umsicht verfahren.

Von den vernommenen Hausgenossen bekundete die Dienstmagd Kamm, welche den Diebstahl zuerst entdeckt, Folgendes: „Sie habe, nach ihrer Gewohnheit, auch in der Nacht des 29. Juni gegen 10 Uhr herum die Thür des Hauses fest verschlossen, jedoch nur mit einem vorgeschobenen Riegel, indem die Thüre ein eigentliches versperrbares Schloß mit Schlüssel nicht habe." Dieser Riegel (wie sich auch aus den spätern Verhandlungen bestätigte) war also das einzige und allerdings leicht zu überwindende Sicherheitsmittel des ganzen Hauses. Es wurde im Verlauf des Processes nicht einmal erwiesen, daß der Riegel in der kritischen Nacht wirklich vorgeschoben war, vielmehr durch verschiedene Umstände wahrscheinlich gemacht, daß die Kamm den Riegel entweder gar nicht, oder höchst fahrlässig in die Röhre eingeschoben hatte!

In der ganzen Nacht hatte sie nicht den geringsten Lärm oder ein sonstiges Geräusch gehört; als sie aber heute (den 30. Juni) früh um 6 Uhr dem die Milch zum

Frühstück bringenden Findelmädchen, welches angeläutet, die Hausthüre öffnen wollte und deshalb die Treppe hinabstieg, kam ihr das Mädchen zu ihrer großen Befremdung schon entgegen. Die Hausthüre hatte auf ihr zufälliges Andrücken sogleich nachgegeben, mußte mithin schon offen gewesen sein. Die Kamm stürzte sogleich hinunter und sah mit Schrecken, daß nicht nur die Hausthüre, sondern auch die Thüre der Schreibstube völlig offen stand. Sie sah ins Comptoir und entdeckte sogleich, daß die eiserne Kassentruhe daraus entwendet war. Hierauf hatte sie den Diener, Kostgänger und Jungen geweckt und sofort auch ihrer Dienstherrschaft ihre Entdeckung gemeldet.

Die ganze Hausgenossenschaft war alsbald auf den Beinen und sah zu ihrem Schrecken, was sie gesehen. Jetzt erst erfuhr die Kamm, daß mit dem Kasten 2000 Gulden gestohlen waren, und jetzt erst bemerkte sie, daß aus dem von der Schreibstube in „den Tennen" gehenden Fenster (angebracht, um den zu Nürnberg meist halb dunkeln Comptoirs von der Hausflur aus Licht zuzuführen) eine Scheibe eingedrückt oder „ausgelöst" war. Dieselbe Scheibe, welche schon einmal vor ungefähr acht Tagen mit Vorwissen und auf Befehl ihres Dienstherrn ausgelöst worden, um das Thürschloß, zu welchem der Lehrjunge den Schlüssel verlegt hatte, öffnen zu können. Auch, fuhr die Zeugin fort, habe Storbenk bei dieser Besichtigung oberhalb der Hausthüre ein Loch bemerkt, durch welches man wohl mit einem Haken oder andern Instrumente hatte hinunterlangen, das Schloß aufheben oder den Riegel zurückschieben und auf diese Art die Hausthüre öffnen können. Die Magd wollte oder konnte keinen Verdacht gegen irgend Jemand aussprechen.

Die übrigen Hausgenossen, der Kostgänger, der Diener, Lehrjunge und Auslaufer sagten im Allgemeinen Dasselbe, was die Magd angegeben. Nur bemerkte der Pensionär, daß, seiner Meinung nach, das Loch oberhalb der Hausthüre eingebohrt sein müsse. Alle kamen darin überein, daß nur eine in dem Hause wohlbekannte Person den Diebstahl verübt haben könne. Ein besonderes Gewicht wurde zur Bestärkung dieser Vermuthung auf den Umstand gelegt, daß der Dieb gerade an derjenigen Stelle des Comptoirfensters, an welcher, wie die Magd erzählt, vor 8—10 Tagen eine Scheibe eingestoßen werden mußte, auch eine Scheibe ausgelöst und auf die angedeutete Weise das Comptoir geöffnet haben mußte. Der Auslaufer Schönleben bemerkte, der Umstand komme ihm sehr bedenklich vor.

Der Diebstahl der Storbenk'schen Kasse wurde noch an dem Tage seiner Entdeckung in der Stadt bekannt; man lief, rannte, flüsterte hüben und drüben; Einer vertraute dem Andern seine Meinung; bald mußte Der, bald Jener der Dieb sein; ein Schaffner, der in jener Nacht gegen 2 Uhr „aus einer lustigen Cumpanie" aus dem Gasthaus zum Reichsadler, in der Nähe des Storbenk'schen Hauses gelegen, heimgegangen, hatte aus dem Stangengäßchen zwei Kerle, die ihm verdächtig geschienen, herauskommen und über den Roßmarkt gehen gesehen; ein Perrükenmacher wollte gleichfalls auf seinem Heimgang in jener Nacht in der Nähe des Storbenk'schen Hauses zwei Mannspersonen betroffen haben, die er nach der Stunde gefragt; auch eine Dienstmagd wollte, jedoch nur einen, ihr verdächtig scheinenden Burschen bereits am Tage vorher dem Hause gegenüber stehen und es scharf beobachten

gesehen haben; und so tauchte ein vager Verdacht um den andern auf, der doch zu nichts führte.

Nur ein Verdacht, der plötzlich aufschoß, schien auch sofort an Sicherheit zu gewinnen, nämlich gegen den Auslaufer des Bestohlenen, Namens Schönleben. Er selbst hatte ihn durch eine mindestens unvorsichtige Aeußerung veranlaßt. Er bemerkte nämlich gegen den Handlungsdiener im Hause, „daß, wenn er nur versichert wäre, daß die Kasse, wie das Gerücht ging, über den Fischmarkt getragen worden, er das Weitere leicht ausspioniren wolle." Diese Aeußerung fiel auf. Man erinnerte sich, daß sein Lebenswandel gerade nicht untadelhaft gewesen, folgerte aus selbstgeschaffenen, auf flüchtige Voraussetzungen gebauten Schlüssen, und weil der Bruder des Schönleben, ein Bauer aus dem unfernen Orte Rostall, am Tage des entdeckten Diebstahls in das Storbenk'sche Haus gekommen war, nach dem Auslaufer gefragt, mit demselben leise gesprochen und unmittelbar nach jener Unterredung mit seinem Wagen die Stadt verlassen hatte, so schien es außer Zweifel gesetzt, daß dieser Bauer die von seinem Bruder entwendete Kasse aus der Stadt hinausgeschafft habe. Natürliche Schlußfolge, daß Schönleben, wenn nicht die Kasse selbst gestohlen, doch um den Diebstahl wisse. Man war froh, endlich Einen festhalten und ihm die Worte zudonnern zu können: „Du bist der Dieb, oder weißt doch, wer er ist!" Schönleben wurde über obige Aeußerung vernommen. Außerdem wollte der Commis des Hauses von ihm gehört haben, daß er am Montag Abend vor der Nacht des verübten Diebstahls wider seine Gewohnheit, statt um 7 Uhr das Comptoir zu verlassen, solches erst um 8 Uhr gethan habe. — Schönleben stellte Alles in Ab-

rede, mit alleiniger Ausnahme der Unterredung mit seinem Bruder, für die er aber eine ganz unschuldige Ursache angab. Die Haussuchung in seiner Wohnung blieb ohne Erfolg, obgleich man sogar die Dielen des Stubenbodens aufbrach und in einem Holzgerölle die festgestampfte Erde mit Haken auflockerte. Auch die Aussagen, welche Schönleben's Ehefrau und deren Kinderwärterin abgaben, dienten nur dazu, den gegen den Verhafteten entstandenen Verdacht wieder zu schwächen. Indessen waren das nur Zeugnisse ihm nahestehender Personen, auf die man wenig oder nichts gab, und der Kaufmann Storbenk hatte inzwischen von verschiedenen Seiten verschiedene, den Schönleben mehr oder minder gravirende Thatsachen in Erfahrung gebracht, infolge deren zur Verhaftung des Ausläufers geschritten ward.

Aber er konnte die That nicht allein begangen haben; deshalb war noch ein Mann, ein zu Nürnberg ansässiger und verheiratheter Flitterschläger, Namens Beutner, mit verdächtigt. Derselbe hatte einige Tage vor dem Diebstahle im Storbenk'schen Hause dem Schönleben beim Abladen einer Fuhre Holz geholfen. Er war bei diesem Geschäfte die zur Schreibstube führende Treppe hinaufgestiegen, auf der obersten Stufe sollte er stehen geblieben sein und, was mehrere Zeugen ihm ins Gesicht behaupteten, von ihm aber beharrlich abgeläugnet wurde, einige Minuten scharf in die Schreibstube hineingesehen haben, muthmaßlich durch den Klang des in derselben gezählten Geldes festgehalten. Dies Alles konnte nur deshalb geschehen sein, um die Gelegenheit zu dem Diebstahle auszuspähen. Schönleben aber mußte einen Gehilfen gehabt haben: die Kasse war schwer, von Eisen und an 2000 Gulden in

Silber ihr Inhalt; ein Dieb hätte ungewöhnliche Stärke besitzen müssen, um diese ohne Beihülfe fortbringen zu können. Schönleben besaß aber eine solche nicht. Bei dem Diebstahl war er, was bald für eine ausgemachte Sache galt, thätig als Urheber oder Gehilfe. Der Flitterschläger war in beschränkten Umständen, entweder mußte nun Dieser Jenem, oder Jener Diesem Beihilfe zur Verübung des Diebstahls geleistet haben.

Es dachte Keiner daran, daß die Angeschuldigten doch schuldlos sein könnten und man nicht aufhören dürfe, die Nachforschungen auf ganz andere, vielleicht selbst wohl beleumdete Individuen zu erstrecken. Sprach doch so Vieles dafür, daß nur eine in dem Hause wohlbekannte Person den Diebstahl verübt habe, waren doch so viele Leute im Hause; hatte man doch eine ausgelöste Scheibe an einer Stelle ausgelöst, wo acht Tage vorher das Fenster eingeschlagen werden mußte.

Beutner wurde unmittelbar nach seiner Vernehmung auch in Haft behalten; jedoch einstweilen nur in den Männereisenverhaft gebracht — ein etwas milderes Untersuchungsgefängniß als „das Loch", in welchem Schönleben bereits schmachtete. In der auch bei Beutner ausgeführten Haussuchung fand der Amtsknecht auch nicht das mindeste Verdachterregende.

Kaum waren die Richter nach Unterzeichnung des Protokolls aus dem Untersuchungsgefängniß auf das Rathhaus zurückgekehrt, als der Kaufmann Storbenk dort eine neue Anzeige machte.

Ein Barbier, Namens Kirchmeier, ein unbescholtener Mann, nicht ohne Vermögen, verheirathet und Vater mehrerer Kinder, hatte dem Kaufmann Storbenk, jedoch unter

dem Siegel der Verschwiegenheit seines Namens, schon früher anvertraut, daß er, wenn er sich nicht irre, am Morgen des 30. Juni gegen 8 Uhr bei dem Vergolder Mannert, der in ein und demselben Hause mit Schönleben wohnte, eine Kasse gesehen habe, welche der Beschreibung nach, die Storbenk in das Intelligenzblatt von der gestohlenen mit Aussetzung einer Geldbelohnung von 100 Gulden hatte einrücken lassen, mit derselben Aehnlichkeit habe. Kirchmeier habe sich ein oder zwei Tage darauf wieder bei Mannert eingefunden, die fragliche Kasse aber nicht mehr erblickt. Kirchmeier, vom Gericht berufen, bestätigte die Angabe.

Johann Schweikhard Mannert, Schutzverwandter zu Nürnberg, seines Gewerbes ein Staffirmaler und Vergolder, verheirathet, Vater zweier 10 und 15 Jahr alter Söhne und soviel man von ihm wußte, in sehr bedrängten Umständen lebend, jedoch bis zu dem 10. Juli 1790 (wo Storbenk die Anzeige machte) tadellosen Wandels, wurde sofort vernommen.

Er behauptete, nie eine Kasse oder eine ihr ähnliche Truhe in seinem Hause gehabt, vergoldet oder bemalt zu haben. Den Schönleben kenne er zwar, wisse auch, daß derselbe bei dem Kaufmann Storbenk als Auslaufer in Diensten stehe, wollte aber mit seinen nähern Verhältnissen nicht bekannt sein. Auch die Ehefrau des Mannert und seine beiden Söhne wollten von einer Kasse, die in ihrer Wohnung gewesen, nicht das Mindeste wissen. Barbier Kirchmeier blieb nicht nur bei seiner Angabe, sondern ergänzte sie mit aller Bestimmtheit in der Confrontation mit dem Mannert, dessen Ehefrau und Söhnen dahin: daß er wirklich Mittwoch, den 30. Juni, Morgens nach 8

Uhr, wie er den Vergolder zu rasiren, in dessen Wohnung gekommen, in der Stube und zwar, wie er in weitern Vernehmungen bestimmte: „nahe am Ofen unter einem Tischlein eine grün angestrichene Kasse, deren Deckel mit Blumen bemalt, das Schloß erhaben gearbeitet und mit vier durchbrochenen Eichenblättern figurirt gewesen, auf einem hölzernen grün angestrichenen Fuß gestanden, damals und dann nicht mehr gesehen habe. Er erinnere sich dessen noch ganz genau."

Diese Aussage war so bestimmt, war in spätern Vernehmungen so detaillirt wiederholt, so ganz und gar in ihrem innern Zusammenhange glaubwürdig, unterstützt von so manchen, auch den kleinsten Umständen, die ihre Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben schienen; der Mann sprach so fest, so sicher, genoß des besten Leumunds, lebte mit Denen, auf welche seine Worte ein so furchtbares Gewitter heraufgezogen, nicht in den mindesten feindseligen Verhältnissen; kannte sie selbst als „treue und redliche" Menschen; war vermögend genug, um den unwürdigen Gedanken nicht aufsteigen zu lassen, nur die von Storbenk versprochene Geldbelohnung bewege ihn zu der schwer wiegenden Anzeige, welche überdies bereits acht Tage früher, als Storbenk einen Preis aussetzte, vertraulich gemacht worden war. Kurz, Alles vereinigte sich zu dem Schluß: Kirchmeier habe die Wahrheit gesprochen.

„Um sich eines Bessern zu besinnen," wurden Mannert und seine Frau in Verhaft genommen. Zugleich wurde die genaueste Haussuchung in der Mannert'schen Wohnung verfügt, allein von einer Kasse oder Truhe wurde auch hier nichts gefunden. Beachtungswerth war allerdings der Umstand, daß Schönleben, aufgefordert, die Kasse zu be-

schreiben, hierin mit dem Barbier Kirchmeier auf das Genaueste übereinstimmte. Natürlich lieh dies der Angabe des Barbiers ein bedeutendes Gewicht mehr und damit auch dessen übrigen Aussagen. Hätte Kirchmeier die Kasse nicht gesehen, wie hätte er sie beschreiben können, und hätte er sie nicht aufmerksam betrachtet, wie wäre es ihm, der, wie er selbst angiebt, noch niemals in das Storbenk'sche Haus, geschweige denn in die Schreibstube gekommen war, möglich gewesen, die Kasse so genau, so umständlich und, wie der Auslaufer, der sie täglich vor Augen hatte und daher wußte, wie sie ausgesehen, selbst zugeben mußte, so getreu zu beschreiben, als es geschehen!

Kirchmeier, am folgenden Tage in das Schöffenamt gerufen, erklärte sich zu schwören bereit, „da er mit reinem, gutem Gewissen es thun könne." Er wiederholte auf das Bestimmteste, daß er die Kasse und zwar zwischen dem Ofen und dem an einer in die Kammer gehenden Thüre befindlichen Tische stehen gesehen. Man nahm die Sache sehr ernst. Er ward nochmals aufgefordert, seine Aussagen wohl zu bedenken und mit sich genau zu Rathe zu gehen: ob er von Allem vollkommen überzeugt, ob ihm sonst keine andere als die Storbenk'sche Kasse bekannt sei? Er wurde aufmerksam gemacht auf die schweren Strafen des Meineids, vor demselben nachdrücklich verwarnt, es ward ihm die normirte Eidesformel vorgelesen. Er blieb fest, und ungeachtet die verzweifelnde Mannert'sche Familie vor seinen Füßen in Thränen gebadet lag; ungeachtet sie ihn bei Allem, was ihr und ihm heilig und theuer sei, beschwor, sich und sie nicht unglücklich zu machen; ungeachtet sich Mannert wie ein Wurm vor ihm krümmte und in den rührendsten Worten bat, ihn seinen Kindern, seiner

Gattin zu erhalten, leistete Kirchmeier in feierlicher Stellung und vollkommener Ruhe den Eid ab. Er hatte die durch nichts zu erschütternde Ueberzeugung: er beschwöre, was er gesehen, und gesehen habe er sie, jene grün bemalte Kasse mit grünen Holzfüßen, gesehen bei eben dem Manne, der nun vor ihm liege, stöhne und jammere; er könne nicht anders; er sei zu sicher, sich nicht getäuscht zu haben — auf seine Seele lade er keine Blutschuld! Nun wars geschehen — der Schwur geleistet; Gott hat ihn gehört; Gott wird ihn auch zu rächen wissen, wenn er falsch geschworen war. Wie man damals über den Fall dachte, sprach, sich für denselben interessirte, nicht nur in Nürnberg, im fränkischen Kreise, sondern in ganz Deutschland, namentlich als der so merkwürdig geschürzte Knoten eine ebenso merkwürdige Lösung erhielt, beweisen die vielen durch ihn hervorgerufenen Bücher, bildlichen Darstellungen. Das Gericht sah in den Verhafteten, nach Kirchmeiers Eide, nichts als verstockte und verhärtete Bösewichte; mit den Gerichtspersonen sah auch das Volk nichts Anderes in den Unglücklichen, und wenn man erfährt, daß im Lauf der Untersuchung von Pöbelfaust sämmtliche Fenstern der Schönleben'schen Wohnung zerschmettert wurden, lediglich aus Erbitterung über die „unerhörte" Bosheit der Verhafteten — wobei des Auslaufers jüngstes Kind in den Armen der Mutter durch einen Wurf getödtet wurde —, so wird man schon aus dieser einzigen Thatsache auf die damalige Stimmung gegen die Verhafteten zur Genüge schließen können.

Aber Mannert, seine Frau und Sohn gestanden nichts, obgleich man den Vater sogar mit Schlägen zu einem Geständniß bringen wollte; da beschlossen die Richter, durch geistlichen Zuspruch die verhärteten Gemüther zu erweichen.

Auch die Beredtsamkeit der Beichtväter war ohne allen Erfolg geblieben. In ihrem an die Untersuchungsbehörde erstatteten Berichte stimmten Beide darin überein: daß sowohl die Söhne der Mannertschen Eheleute, als diese selbst fortwährend auf das Beharrlichste bei dem Refrain stehen blieben: „Sie wissen nichts von einer Kasse, die bei ihnen gestanden sein soll. Kirchmeier habe falsch geschworen und Gott werde ihre Unschuld schon noch an den Tag bringen.“ „Und als“, bemerkt Diakonus Schöner in seinem Bericht weiter, „die Mannert'sche Ehefrau an das Gericht Gottes, das sie im Jenseits erwarte, durch ihn erinnert wurde, dem sie nimmer entrinnen könne, wenn es ihr auch gelänge, dem Arme des weltlichen Gerichts zu entgehen; als er ihr in erschütternden Worten, in den lebhaftesten Farben die Schrecken ewiger Verdammniß, die unbestechliche Gerechtigkeit Gottes, die furchtbare Gewalt seines höchsten Gerichts schilderte, unterbrach sie die Rede mit dem Ausrufe: „Auf dieses Gericht berufe ich mich!“ Schöner ermüdete noch nicht in seinen Versuchen; er machte sie aufmerksam: „auf die traurigen Folgen, im Falle das freimüthige Geständniß länger ausbliebe. Nicht genug, daß ihr Verhaft fortdauern müsse, sondern man werde die Untersuchung sammt den bereits bekannten und noch härtern Zwangsmitteln wiederholen, wodurch sie je länger je elendere Leute würden.“ Aber die Unglückliche, vielleicht schon im Gefühle ihrer nicht mehr zu weit entfernten Todesstunde, erwiderte auf diese Worte des Beichtvaters lediglich: „Wenn wir auch todtgeschlagen werden, was ist's? Ich mag ohnedies nichts mehr von der Welt wissen und verlange nicht mehr in sie zurück!“ — So begegnete sie allen Ermahnungen und Aufforderungen, die Wahrheit

zu sagen, allen Einwürfen, die ihren Aussagen gemacht wurden, allen Hindeutungen auf göttliche und weltliche Strafgerichte mit der Betheuerung: sie sei unschuldig; ihre Kinder, ihr Gatte seien unschuldig und der Barbier habe nur deshalb falsch geschworen, weil ihr Mann ihm einige Jahre Rasirlohn schuldig geblieben sei und auch kein Neujahrsgeschenk gegeben habe!! Die Verblendete! Aus so unwichtigen Umständen, welche noch überdies von Kirchmeier widersprochen wurden und nirgends Bestätigung fanden, leitete sie in ihrer Verzweiflung die Motive zu einem Meineide ab! Der Bericht des Diakonus Schöner schließt übrigens mit Worten, die bis jetzt den Acten fremd gewesen, weil weder Zeugen noch Richter es wagten, sie nur zu denken und auszusprechen, noch weniger niederzuschreiben. Es waren Worte, die zum erstenmal Zweifel in Kirchmeiers eidlich erhärtete Aussagen setzten, die zum erstenmal die Schuldlosigkeit der Angeklagten wenigstens denkbar hinstellten. „Mir bebt das Herz," heißen sie, „über die Verhärtung dieser Leute, die sonst kümmerlich, doch ehrlich lebten, wenn sie schuldig sind; aber auch über ihr Schicksal, wenn sie unschuldig wären, oder wenn sich Kirchmeier entweder geirrt hätte oder diesmal, wie andere Menschen, einer Herzensverführung fähig gewesen wäre."

Auf die gedachte Relation war noch keine Verfügung getroffen worden, als mit einem Mal die ganze Last von den Schultern des Einen auf die des Andern sich überzuwälzen schien. Der Auslaufer Schönleben bat um ein Verhör. Er gab an, daß er sich zuverlässig erinnere, und Fall Bedürfens auch beschwören könne, daß er den Flitterschläger Beutner damals beim Holzmessen an der Schreibstubenthür des Storbenk'schen Hauses stehen gesehen habe,

daß ihm dieser zugeredet, sich von seinem Principal für den Holzrest, welcher über das gekaufte Maß auf dem Wagen des Holzbauern lag, statt 48 Kreuzer wie dieser verlangte, einen Gulden zahlen zu lassen, und endlich, daß Beutner, unmittelbar, nachdem sie das Holz gemessen und zusammen das Haus verlassen hatten, gegen ihn geäußert habe: „Dein Alter hat ja einen rechten Stummel Geld droben herum geworfen, wollen wir ihm einmal etwas davontragen!" was aber er (Schönleben) mit Indignation zurückgewiesen. Dieser Angabe fügte der Verhaftete noch bei, wie ihm vor drei Tagen geträumt habe: daß man die Kasse gefunden, Beutner solche gehabt und er sie selbst auf einem Boden hinter einem Holzstoß gesehen habe; „er hätte," heißt es naiv, „sehr viele Freude hierüber empfunden und von hoher Obrigkeit sich Musikanten erbitten und damit aus seinem Arreste begeben wollen."

Durch diese Depositionen wurde der Gang der Untersuchung wieder auf Beutner geleitet; die Mannerts gestanden nichts, Schönleben läugnete gleichfalls; vielleicht gelangte man bei dem Dritten zu dem gewünschten Ziele. Man sammelte die schon erhobenen Indicien gegen den Flitterschläger, folgerte wiederholt aus selbst gestellten Voraussetzungen und Schlüssen, nahm sogar den Traum für mehr als Spukgebilde der bis zum Aeußersten exaltirten Einbildungskraft eines schon so viele Wochen in dumpfer Haft gehaltenen Gefangenen und verfügte die dritte Haussuchung bei Beutner. Allein wo nichts gefunden werden konnte, wurde auch nichts gefunden, und unter den Dielen des Hausbodens fand sich wohl Erde und Staub, aber kein Geld, keine Kasse. Dagegen räumte der Flitterschläger bei seinem Verhöre die ihm von Schönleben in den Mund ge-

legten Aeußerungen ein, mit Ausnahme der, freilich am schwersten ihn gravirenden, nach welcher er dem Auslaufer zu erkennen gegeben habe, „wie sie Beide einmal von dem Stummel Geldes des Storbenk etwas davontragen wollten.“ Auch Schönleben gegenüber läugnete er ab, diesem je dergleichen gesagt zu haben; behauptete vielmehr, wie alle seine Unglücksgenossen, daß seine Unschuld noch an den Tag kommen müsse und auch zuversichtlich kommen werde.

In Beziehung auf die entwendete Kasse wurde endlich auch der Schlossermeister Hölzel, der für Storbenk's Haus seit Jahren arbeitete, vernommen. Hölzel, welcher die fragliche Kasse erst vor drei Jahren reparirt hatte, was bisher auch unbekannt geblieben war, deponirte: daß diese, soviel er sich erinnere, 120 Pfund gewogen, grün angestrichen, mit weißen Blumen bemalt und das Schlüsselloch figurirt gewesen sei, und stimmte hierin mit der Beschreibung, welche Kirchmeier zu Protokoll gegeben und Schönleben bestätigt hatte, allerdings überein. Aber Hölzel fügte seiner Aussage Angaben von Thatsachen hinzu, die zwar nicht für den Augenblick, doch in der Folgezeit die größte Wichtigkeit gewannen: Am 30. Juni, also am Tage der Entdeckung des Diebstahls, habe ihm nämlich der Barbier Kirchmeier von dem Storbenk'schen Kassendiebstahl mit dem Bemerken erzählt, daß er eine Kasse irgendwo stehen gesehen habe. Auf Befragen: wo und bei wem er sie gesehen, habe aber Kirchmeier keine genügende Antwort gegeben, jedoch 10 Tage darauf (?) ihm anvertraut, wie er die Kasse bei dem Vergolder Mannert am 30. Juni, dann aber nicht wieder gesehen. Und erst durch ihn (Hölzel) sei

hierauf der Barbier zur Mittheilung seiner Wahrnehmung an den Kaufmann Storbenk veranlaßt worden.

Dieses Alles wurde auch von Kirchmeier durchaus bestätigt: „Er wisse sich noch aller Umstände jenes Morgens zu erinnern," führt er an, „und auch dessen noch, daß Mannert bei seinem unvermutheten Eintritt in das Zimmer etwas betreten gewesen, sich schnell vom Tische weggewendet, vielleicht in der Absicht, daß des Mannert's Ehefrau noch Zeit gewänne, ihn unter der Thür aufzuhalten und die Kasse zu verbergen. Und diese Kasse oder Truhe sei dieselbe gewesen, deren Existenz, und daß sie ihm bei Mannert zu Gesicht gekommen, er beschworen; ein Kästchen mit Medaillons habe er nie bei dem Vergolder wahrgenommen.

Mannert saß hinter finstern Mauern und hatte nicht die Ahnung der letzten Stunde, die seinem geliebten Weibe nahte. Ihre Kinder waren fern unter Fremden und konnten der Mutter keine „gute Nacht" zurufen. Nur die eisigen Wände ihres düstern Gefängnisses starrten sie an; nur der Tropfen, der aus ihm hervorsickerte, weinte ihrem Schicksale eine Thräne, selbst den Winden war es nicht vergönnt, ihre letzten Grüße an Gatte und Kinder zu bestellen! denn das „Loch" war ja unterirdisch und hatte mit dem Lichte der Sonne, mit den Lüften des Himmels nichts gemein. An dem Sterbelager stand nur der Beichtiger, und seinem Berichte allein verdanken wir die Aufschlüsse über die letzten Lebensaugenblicke der Mannert. Er selbst rechnet seine drei letzten Besuche bei der Sterbenden „billig unter die bedenklichsten, schwersten und empfindlichsten" seiner damaligen 15jährigen Amtsführung. Der Inhalt seiner, wie er sie nennt, „eben so liebreichen als ernstlichen Reden an sie" zielte auch jetzt noch einzig auf

Erlangung eines Geständnisses, dem sie aber mit „ganz unerklärbarer Standhaftigkeit" nichts als Betheuerungen ihrer und der Ihrigen Unschuld in Aeußerungen, wie die nachfolgende, entgegensetzte: „Wir sind so unschuldig als Gott; es kommt doch an den Tag; Sie werden es sehen."

Und als sie Diakonus Schöner zu dem immer näher herankommenden Tode vorzubereiten begann, wies sie seine Worte entschieden von sich, indem sie bemerkte: „Gott war bei mir und rief mir zu: „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir!" Ich gehe freudig zu ihm und gerade in dem Himmel!" Der Beichtiger schied und bald darauf hatte die Unglückliche ausgelitten.

Als Verbrecherin war sie, nach Ueberzeugung der Mehrzahl, gestorben; als Verbrecherin ward sie begraben. In aller Stille trugen die in Nürnberg bestehenden, sogenannten Schauausträger die Leiche hinaus und senkten sie in die Erde. Sie hatte gefunden, wonach sie so begehrte, die Ruhe, den Frieden!

Doch zurück zu den Lebenden; noch athmeten drei Opfer; noch war über ihr Schicksal nicht gesprochen; noch war Alles zu fürchten für sie und so wenig zu hoffen.

Es stiegen und sanken Verdacht um Verdacht; so wechselte Nacht um Nacht; so kämpfte Schuld mit Unschuld, Wahrheit mit Lüge! Ein Tag um den andern verging, und was der eine an Anzeigen gebaut, stürzte der folgende wieder zusammen; eine Woche um die andere, ein Monat um den andern zog dahin, und noch immer kein Licht, kein Stern in das Dunkel. Man wußte nicht mehr, woran man war, was man thun sollte. Man hatte Alles gethan, was man thun konnte, aber die Verstocktheit

und Frechheit der Angeklagten lag außer dem Bereiche des Menschlichen. Hatte selbst der Tod nicht das Siegel zu lösen vermocht, wie sollte es das Leben? Nur ein Mittel gab es noch, das äußerste, das letzte! jetzt war es an der Zeit, es anzuwenden, die Tortur!

Noch war glücklicher Weise der Beschluß nicht gefaßt, als eine neue Wendung im Processe eintrat. Es war am 30. October, gerade vier Wochen nach dem Begräbnißtage der Mannert, gerade vier Monate nach dem Beginn der Untersuchung.

Schon früher waren Gerüchte im Umlauf, die den Verdacht auf ganz andere Personen lenkten, Gerüchte, die sich immer lauter und lauter geltend machten. Aber man wollte sich durch das Verfolgen neuer, unsicherer Spuren von dem festgetretenen Wege nicht ablenken lassen; war doch das Ansehen des Gerichts, der ganzen Stadt Nürnberg, die diesen Weg als den richtigsten erkannt, dabei im Spiele. Endlich aber hatte das Gerücht so an Stärke gewonnen, daß sich der Schöffe von Harsdorff bewogen fand, demselben näher auf den Grund zu gehen.

An dem genannten Tage ließ er den Schlossergesellen Wagner in seine eigne Wohnung rufen. Wagner machte folgende Angabe:

„Sonntag vor acht Tagen, den 17. October, habe ihm der Gewerbsladengeselle Georg Meier auf der Herberge erzählt: daß kurz zuvor, ehe er auf dieselbe gekommen, der bei dem Meister Berger in Arbeit bis vor einigen Tagen gestandene Geselle, gemeiniglich der Berliner genannt, über den Meister Gösser und dessen Gesellen Blösel sehr geschimpft und letztern vorgehalten habe, wie die Leute ihn wegen des Storbenk'schen Kassendiebstahls in Verdacht

hätten. Blösel habe alle Schmähungen, Scheltworte und Vorwürfe geduldig hingenommen und sei, wie wenn er stumm wäre, vor dem Beleidiger gesessen. Der von dem Berliner ausgesprochene Verdacht der Leute gründe sich übrigens darauf, daß sich Gösser und Blösel silberne Uhren angeschafft, sich vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet hätten und in weit günstigern Verhältnissen zu stehen schienen als früher." Ferner deponirte Wagner: „daß am Montage nach jenem Sonntage der Meister Gösser auf die Herberge gekommen sei, um sich und seinen Gesellen wegen der über sie umgehenden Gerüchte dadurch rechtfertigen zu wollen, daß er angab, Geld von seinen Aeltern aus Sachsen erhalten zu haben und mit diesem den früher an ihm nicht bemerkten Aufwand bestreite." Auch führte Wagner noch an: „daß ein dermalen zu Ansbach arbeitender Geselle vor ungefähr acht Wochen, als derselbe noch dahier in Arbeit gestanden, gegen ihn die Aeußerung gemacht: der Blösel thut sich jetzt recht hervor; er hat einen neuen Rock beim Schneider, hat mich herrlich tractirt, mir bei St. Peter zwei Bouteillen Wein vorgesetzt, ist noch in der Stadt Ulm (einem Gasthause) mit mir gewesen und hat mich nirgends zahlen lassen."

„Seit jenem Vorfalle auf der Herberge habe man auch bei Blösel die Uhr, die er sonst bei jeder Gelegenheit trug, nicht mehr wahrgenommen, und wolle er nur noch erwähnen, daß Blösel vormals in sehr dürftigen Umständen sich befunden habe und stets nur in einem Schalk (Jacke) auf die Herberge gekommen sei. Jetzt trete er anders auf. Er, Wagner, meine übrigens, gleich den sämmtlichen Gesellen des Handwerks, daß, wenn Blösel rein wäre, er sich

die Vorwürfe des Berliners nicht hätte so gutwillig sollen gefallen lassen."

Der Schöffe von Harsdorff zauderte wohl anfänglich, aber er that seine Pflicht und so das Gericht, wie sauer es demselben auch ward. Durch die geflogenen Recherchen wurden die wichtigsten Resultate gewonnen; die ganze Untersuchung wendete sich, so schnell sie die bis jetzt Verhafteten umstrickt hatte, mit gleicher Schnelle wieder ab von denselben und bewegte sich in der neu angegebenen Richtung.

Indessen wurde zuvor der Auslaufer Schönleben noch einmal einem Verhör unterworfen, noch einmal wurden alle Mittel verschwendet, um Gewissen und Verstand des Angeklagten zu betäuben und zu erlangen, was immer mehr im Werthe stieg: ein Geständniß. Dies Geständniß rettete jetzt auch die Richter vor der Welt, vor ihrem Gewissen. Allein Schönleben gestand nichts, er konnte nicht gestehen: „man möge auch mit ihm anfangen, was man wolle." Nun wagte man endlich, ihn zu fragen, ob er vielleicht Verdacht auf die Schlossermeister habe, die für das Haus seines Principals arbeiteten — schnell dadarauf: auf welchen und warum?

Und siehe da! Schönleben schoß plötzlich ein Licht auf. Er gab an, daß es dem Schlosser Gösser sehr hart ging, daß er von dem Storbenk für drei Gulden Fensterbeschläge gekauft und nicht bezahlen können, daß er auch einmal das Hausthürschloß reparirt, daß Gösser ihn (den Inquisiten) kurz vor seiner Verhaftung auf der Straße angeredet und gefragt habe: ob er nicht bald wieder eine neue Kasse zu fertigen beauftragt würde? — Das Ungewitter zog nun über das Haupt des Schlossers Gösser und seines Gesellen.

Wie bei den drei bisjetzt Angeschuldigten drängten sich in unglaublicher Schnelle und Zahl Schuldbeweise gegen die neu Verdächtigen, und darunter war keines der geringsten, daß der als sehr arm bis da bekannte Meister Gösser sich gerade jetzt einen Paß ausgebeten hatte, „nach Dresden, um — seine Aeltern zu besuchen.“

Keine 24 Stunden lagen zwischen der von dem Gesellen Wagner erstatteten Anzeige und der Verhaftung des Schlossermeisters Gösser, seines Weibes und dessen Gesellen Blösel. Doch war zuvor eine Haussuchung in der Wohnung der Erstern vorgenommen worden und hatten Thatsachen geliefert, welche abzuläugnen nicht mehr möglich waren. Die zur Haft Gebrachten schienen dieses auch sogleich einzusehen. Man erhielt bei den neu Verhafteten, was man bei den bisher Verfolgten durch alle Anstrengungen nicht zu erpressen vermocht, alsbald ein Geständniß, ein volles, reumüthiges, unumwundenes Geständniß des Thäters und seines Gehilfen! Christian Gottlieb Gösser, 33 Jahr alt, zu Dresden geboren, hatte sich 1789 als Bürger und Schlossermeister zu Nürnberg niedergelassen und bisjetzt von dem Betriebe seines Gewerbes sich und seine Familie erhalten.

Dieser Betrieb war aber nicht so lebhaft, um sich und die Seinigen redlich zu ernähren. Dazu kam, daß es Gösser, als nicht aus Nürnberg gebürtig, erst nach vielen und ihm höchst schmerzhaft gefallenen Geldopfern gelingen konnte, das Bürger- und Meisterrecht in der freien Reichsstadt zu erhalten. Er trat den meisterlichen Betrieb seiner Profession mit Schulden an, hatte ein Haus damit schwer belastet und war nicht der Mann, der durch eisernen und unermüdeten Fleiß seine Schulden zu tilgen und sich aus

seiner bedrängten Lage durch Selbstgefühl und Selbstthätigkeit herauszureißen versuchen wollte.

Gösser gab in seinem Verhöre an, daß er als Hausschlosser öfters in das Storbenk'sche Haus gekommen und dabei wahrgenommen, wie leicht es ihm als Schlosser gelingen dürfte, das Schloß der Schreibstube zu öffnen. Oft mangelten ihm und den Seinigen die nothwendigsten Lebensbedürfnisse; seine Schwiegerältern konnten oder mochten ihn nicht unterstützen; der Geselle hatte schon wochenlang gearbeitet und keinen Lohn erhalten; er verzweifelte, daß ihm auf geradem, offenem Wege geholfen werden könne. Dort stand eine Kasse mit Geld, vielem Gelde gefüllt, nur die Hälfte, nur das Drittel desselben und ihm war geholfen! Darin lag Eigenthum eines Mannes, der ihm, wie er selbst zugestand, schon viel, sehr viel zu verdienen gegeben hatte: aber der war reich und er in der Noth. Die Kasse war verschlossen, in einem doppelt verschlossenen Raume, aber er war ein Schlosser. Dietrich, Sperrhaken, Nachschlüssel lachten ihn an und winkten ihm, er mochte sich drehen und wenden, wie er wollte.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni um 2 Uhr gegen Morgen begab er sich an das Storbenk'sche Haus, hob das Gesperre des Schlosses der, wie ihm däuchte, unverriegelt gewesenen Hausthüre mit einem aus seiner Werkstätte mitgebrachten meiselartigen Eisenstück in die Höhe, öffnete jene hierdurch, drückte sodann die Fensterscheibe des Comptoirs ein, schob den Riegel des Schlosses der Thüre zurück und befand sich in der Schreibstube. Vor ihm die Kasse, ringsum tiefe Stille und dichte Finsterniß; er versuchte die Truhe aufzusprengen. Es gelang ihm nicht; auch sie fortzutragen, vermochte er ohne Beistand nicht. Da

durchzuckt ihn der Gedanke an den Gesellen. Im Augenblick ist sein Entschluß gefaßt. Schnell huscht er wieder hinaus, aus der Schreibstube, aus dem Hause, lehnt dessen Thüre vorsichtig zu und eilt heim, um daselbst Den, den er zum Gehilfen sich auserkoren, aus dem Schlafe zu reißen.

Eine solche rasche Verführung gehört zu den Seltenheiten, aber nicht zu dem Unmöglichen. Er malt ihm in lockenden Zügen keck und schnell das Glück, den Reichthum und Genuß, der seiner wartet, wenn er sich zu einem kleinen Wagestück entschließt. Vielleicht kannte er schon den leichten Sinn des Gesellen, jedenfalls war er der Meister, der Herr, Jener sein Untergebener. Der noch Schlaftrunkene hörte Sirenenstimmen aus dem Munde Dessen, auf den er sonst zu horchen verpflichtet war. Genug, wir erfahren hier nichts von Einwendungen und Kämpfen, er sprang aus dem Bette und folgte ihm.

Nur ein Mann, den sie für einen Nachtwächter hielten, begegnete ihnen auf ihrem athemlosen Wege, sonst keine lebende Seele. Noch war die Hausthüre, wie sie Gösser verlassen, noch stand die Schreibstube offen, die Kasse an ihrem alten Platze. Sie war jetzt aufgehoben und ward fortgeschleppt. Sie brachten sie glücklich bis in Gössel's nicht zu entfernte Wohnung. „Himmel," heißt es in dem Verhöre, „sei die Kasse sogleich von ihnen Beiden eröffnet, während seine Frau auf dem Markt gewesen. Die Kasse selbst hätten sie ein Vierteljahr in einem Loche unter der Oesse in der Werkstätte verborgen gehalten und erst vor ungefähr drei Wochen von da herausgenommen, in kleine Stücke zerschlagen und in die Pegnitz geworfen, und habe er solche nicht verarbeiten können,

weil die Anwesenheit seines nun wieder bei sich habenden Jungen ihn davon verhindert. Die bei der Haussuchung vorgefundenen, ihm vorgezeigten Stücke seien aber nicht davon. Vier Tage nach geschehenem Diebstahle habe er solchen seiner Frau entdeckt, welche darüber so erschrocken, daß sie in Ohnmacht gefallen, auch ihn seit der Zeit tagtäglich ermahnet, das Geld zurückzustellen. Er habe dieses aber zur Bezahlung seiner Schulden, Anschaffung nöthiger Geräthschaften und Kleidungsstücke für sich und die Seinigen angewendet.

Gösser führt alle mit dem gestohlenen Gelde getilgten Schuldposten auf, bezeichnet was er gekauft, von versetzten Gegenständen wieder eingelöst habe, und bemerkt, was nur schwer zu glauben ist, daß ihn an baarem Gelde rein nichts übrig geblieben sei. Uebrigens habe ihn Niemand zur Begehung und Ausführung seines geständigen Verbrechens bewogen; er habe keinen andern Gehilfen als den Gesellen gehabt; er habe sich, außer mit demselben, mit Niemand, weder vor, noch bei, noch nach der That über sie besprochen und am wenigsten mit den Vergolder Mannert'schen Eheleuten, dem Auslaufer Schönleben und dem Flitterschläger Beutner. Diese alle seien unschuldig; er und sein Geselle allein die Thäter. Auch den Vorfall, den der Geselle Wagner angegeben hatte, gab er, insoweit derselbe ihn betraf, unbedingt zu mit dem Bemerken, daß er durch Blösel veranlaßt worden, sich und ihn auf der Herberge rechtfertigen zu wollen, indem ihm dieser seine Besorgniß über den von dem Berliner gemachten Vorwurf mittheilte.

Ehe Gösser arretirt und zur Haft gebracht worden, hatte er versucht, sich mit einen Rassirmesser den Hals abzuschneiden, so wie er im Gefängniß selbst die Adern zu

öffnen und sich verbluten versuchte; beide Selbstmordversuche scheiterten an der Wachsamkeit seiner Hüter. Ueber das Motiv befragt, gab er lediglich „die Beklemmung seines Herzens“ an; vielleicht eine letzte Regung seines Ehrgefühls.

Außer dem zugestandenen Kassendiebstahl hatte Gösser, nach seinem Vorgeben, kein Verbrechen oder Vergehen sich zu Schulden kommen lassen. Zu seiner Vertheidigung konnte er nichts als eben seine große Dürftigkeit und die durch sie geborene Verzweiflung anführen.

So hatte man endlich eine vollständige Aufklärung über den räthselhaften Zusammenhang; an der Wahrheit des Bekenntnisses war kein Grund zu zweifeln. Die Frau bezeichnete aufs Pünktlichste die von dem gestohlenen Gelde angekauften oder aus dem Versatze gelösten Gegenstände, woraus man entnehmen konnte, daß die Familie am Nothwendigsten Mangel gelitten. Sie gab auch ganz richtig die Orte an, wo in ihrem Hause noch Geld verborgen lag, wußte mit vieler Sicherheit zu bestimmen, welches davon dem Gesellen, welches ihrem Manne noch gehöre, und versicherte, daß nur die Nahrungslosigkeit, seine Schuldenlast, verbunden mit Hang zum Spiele und Wirthshausbesuchen, ihren Mann zum gemeinen Verbrecher hätten hinabsinken lassen. Sie habe oft genug zur wenigstens theilweisen Rückerstattung des entwendeten Geldes ihn bestimmen wollen, sei ihm oft genug hart angelegen, sich durch offenes Geständniß vor Gericht wieder mit Gott und den Menschen zu versöhnen, habe die Leiden der um seines Verbrechens willen unschuldig gefangenen Personen ihm oft genug geschildert, allein immer habe er sie zu beruhigen versucht mit dem schalen Trostspruche: „daß sich ja das Schicksal der

seinetwegen Leidenden wohl doch noch zu ihrem Vortheile entwickeln müsse", und auch hiermit zu beruhigen gewußt.

So lag es nun offen zu Tage, was durch lange Monate dem Rath und Gericht, ganz Nürnberg Kopfbrechen, schwere Tage, bange Nächte gemacht, und die Unglücklichen seufzten noch immer, unbewußt der günstigen Wendung ihres Geschicks, theils in dem „Loche", theils in dem „Eisenverhafte!"

Bevor man Dem, der am meisten gelitten, am meisten geduldet, dem Vergolder Mannert, seine Haft erleichterte, unternahm man eine Aussuchung des von Gösser bewohnten Hauses.

Man fand hierbei die Aussagen des Schlossers und seiner Complicen durchgehends bestätigt und in Summa über 200 Gulden an baarem Gelde, theils auf dem Hausboden, theils unter den Dachsparren versteckt. Auch Trümmer einer Eisenkasse, welche Sterbenk recognoscirte, wurden von Fischern in der Pegnitz aufgefunden, und der Eisenhändler Albrecht, an welchen Gösser einige Stücke verkauft haben wollte, bestätigte dieses.

Jetzt erst versetzte man den Vergolder und seine Leidensgefährten in mildern Verhaft, ließ es geschehen, daß ihnen Bequemlichkeiten gereicht wurden, und eröffnete ihnen allmählich, was außer ihrem Gefängniß vorgegangen.

Demnächst ward der Urheber des namenlosen Jammers der Mannert'schen Familie, Barbier Kirchmeier, am 4. November 1790 arretirt. Er war des falschen Zeugnisses und Meineides verdächtig — durch die Lage der Sache bezüchtigt. Man stellte an ihn die Frage: ob er — nachdem ihm die Geständnisse vorgelesen waren — sich noch getraue, was er beschworen, zu behaupten?

Kirchmeier erklärte hierauf: „daß er noch immer mit reinem und unverletztem Gewissen behaupten könne, daß er an jenem Morgen im Beisein der Mannert und deren jüngsten Sohnes unter dem Rasiren des Mannert eine dunkelgrün angestrichene Kassentruhe, deren Deckel mit einer weiß- und rothschattirten Tulipea am Rande der Kasse, sowie einer andern blauen, eine Aster vorstellenden Blume bemalt, das Schlüsselschild mit vier Laubblättern figurirt und die Form einer verkehrt stehenden Tulipan habend, die Blätter aber Weintraubenblättern gleichend, auf einem hölzernen dunkelgrün angestrichenen Fuße, welcher eine gelbe Einfassung gehabt, neben dem Ofen an der Thüre vor einem gelbangestrichenen Hängetischlein gesehen und erst beschriebenermaßen genau wahrgenommen habe. Unerklärlich sei es ihm und könne er sich nicht vorstellen, daß ihn Gott so habe sollen sinken lassen, da er niemalen an seinen Verstandeskräften einen Mangel verspürt, daß er bei dieser Gelegenheit durch seine Sinne getäuscht und betrogen worden sei."

Vergebens hielt man ihm wiederholt die Bekenntnisse Gösser's und seiner Mitschuldigen vor; vergebens zeigte man ihm die in der Pegnitz aufgefundenen Kassentrümmer; Kirchmeier blieb bei obigen Angaben stehen, und ob sie wirklich seine Ueberzeugung gewesen, ob sie nur Aeußerungen der Klugheit in simulirter Sicherheit waren, ist nie vollständig entschieden worden.

Endlich wurden die wegen des Diebstahls unschuldig Eingekerkerten ihrer Haft entlassen.

Mit welchen Gefühlen die Unglücksgenossen nach monatelanger Haft in dunkeln Kerkern die so lange entbehrte Freiheit in gierigen Zügen eingeathmet, mit welcher

bittern Regung des Herzens sie die Menschen wieder begrüßt haben werden, deren „Kreuzige! Kreuzige!" selbst in die Einsamkeit des Gefängnisses hinabgeschallt war und die jetzt so kleinlaut und gepreßt ihnen ein „Willkommen!" zuriefen, mag man sich leichter denken, als es der Feder niederzuschreiben möglich ist. Mit welchen Gefühlen endlich der arme Mannert die vielleicht jetzt nicht mehr ganz ungeahnte Nachricht aufgenommen hat: dein Weib starb inzwischen und wurde begraben als Diebin, als Verbrecherin! Deine Haft hat dir dein Liebstes auf der Welt geraubt, du und deine Kinder stehen nun einsam und verlassen unter den Menschen, die dir gezeigt, wessen sie fähig sind! —

Dazwischen aber lief die fortgesetzte Untersuchung gegen Gösser und seine Mitschuldigen, immer in der Erwartung, daß sie dabei auch etwas über die Schuldbarkeit oder zur Exculpation des Barbiers ergeben werde.

Es ergab sich, daß Gösser mit schlauer Vorsicht das gestohlene Gut verwaltet und verwendet hatte. Allerdings bezahlte er nur seine Schulden damit, aber so stückweise, langsam, daß Niemand auf den Verdacht kommen konnte, er habe so viel flüssiges Geld, wie es der Fall war. — Sein Beichtvater gab ihm das Zeugniß, daß Das, was er von ihm erfahren, ihm mehr zur Ehre, als zur Schande gereiche. Er habe sich stets als ein vernünftiger Mann und guter Christ gezeigt. — Noch besser lautete das der Ehefrau des Verbrechers ertheilte Zeugniß: sie sei von natürlicher Herzensgüte, Aufrichtigkeit und in religiöser Beziehung von weit ausgebildeten Begriffen echten und wahren Christenthums, verbunden mit rührender Liebe zu den Ihrigen, namentlich ihrem Ehemanne, was allein sie auch nur zur „Genossin seines Verbrechens" gemacht. — Desgleichen

war ihm der Geselle Blösel als ein fleißiger und treuer Arbeiter bekannt, der die Wirthshäuser nur selten besuchte und sich auch sonst eines unbescholtenen Leumunds erfreut habe.

Ehe man zur Fällung des Urtheils gegen den Schlosser und seine Genossen schritt, wollte man mit dem schwierigen Falle, dem Urtheil über den Barbier Kirchmeier, aufs Reine kommen. Nach damaligem Herkommen waren mehrere Gutachten von Rechtsverständigen über den Fall eingeholt worden, von denen aber immer das eine dem andern widersprach. Dieses nahm an, daß der Barbier vorsätzlich falsch geschworen, jenes, daß es nur aus Fahrlässigkeit geschehen. Eines foderte Bestrafung, ein anderes Freisprechung. Durch „Rathsverlaß" vom 9. Februar 1791 wurde Kirchmeier wegen des „ihm überbürdeten" Verbrechens des Meineids losgesprochen und verfügt, daß derselbe „nach bezahlten Sitz-, Atzungs- und Inquisitionskosten" seines Verhaftes zu entlassen sei. Dies erfolgte auch schon einige Tage darauf. Aber das Blatt hatte sich gewandt; dieselbe Volkswuth, welche vorhin die ersten Inquisiten verfolgt, wandte sich jetzt gegen den Barbier. Zu Nürnberg war seines Bleibens nicht mehr; was der Richter nicht verhängen konnte, übte eine Art Lynchgesetz. Ueberall zeigte man ihm Verachtung, stieß ihn und die Seinigen zurück. Alles Vertrauen zu ihm war hin, seine Praxis zerstört; Niemand wollte mehr mit dem leichtsinnigen oder gewissenlosen Mann zu schaffen haben. Umsonst legte er für die Kinder des durch ihn in so tiefes Unglück gestürzten Vergolders Mannert 300 Gulden als eine Art Schadenersatz nieder; die Volksstimmung ward dadurch nicht versöhnt, und er sah sich genöthigt, Haus und Gewerbe zu

verkaufen und mit seiner Familie Nürnberg zu verlassen. Vermuthlich siedelte er sich zu Kulmbach, seinem Geburtsorte, an. Man hat nichts weiter, weder von ihm, noch etwas mehr erfahren, welcher Dämon ihn zu seiner falschen Angabe bewogen. Den Richtern blieb sein Proceß ein warnendes Beispiel, wie wenig auch der feierlich beschworenen Aussage eines Zeugen Glauben beizumessen ist, erscheint sie nicht durch anderweit constatirte Umstände unterstützt und im Zusammenhalten mit von ihr unabhängig dastehenden zur Evidenz erhobenen Thatsachen mit dem Stempel der Glaubwürdigkeit geprägt.

Wie angeführt, hatte Mannert für seine Kinder von dem unmittelbaren Urheber der über ihn verhängten Untersuchung 300 Gulden als Schmerzensgeld erhalten; neben diesem empfing er aber auch von allen Seiten Geld und Waaren zum Geschenk. Man suchte ihm, wie seinen Unglücksgenossen Schönleben und Beutner, auf alle nur mögliche Art vergessen zu machen, wie sehr man sie hatte fühlen lassen, daß sie „verstockte und unverschämte Lügner" seien. Man erließ dem Vergolder eine nicht unbedeutende Summe Schutzbürgergeld, welche er dem betreffenden Amte vor seiner Verhaftung schuldig geworden, und stellte sogar dem Vergolder und Ausläufer eine Anstellung in städtischen Diensten, ihrem Stande und Kenntnissen gemäß, in Aussicht. Gössert und sein Geselle kamen zur verdienten Strafe aufs Zuchthaus, die Frau des Schlossers wurde freigesprochen.

Mit großer Aufmerksamkeit hatte die Familie zugehört. Mittlerweile war es Zeit zum Abendessen geworden. Nach Beendigung desselben wurde Onkel Emil bestürmt, auch eine Erzählung zum Besten zu geben. „Nun wohl!" erwiderte dieser, „ich will euch eine Geschichte erzählen, die Lebensgeschichte eines wahrhaft frommen Mannes, die ich vor wenig Wochen im Gewerbevereine zu Annaberg vorgetragen habe und die mir daher noch ziemlich geläufig ist, also:

William Wilberforce.

Vielerlei Kräfte und Anlagen hat Gott in des Menschen Brust gelegt. Der Eine erobert durch Muth und Tapferkeit große Länder und zeichnet mit Blut seinen Namen in die Weltgeschichte; der Andere dringt mit scharfem Beobachtungsgeiste in die Geheimnisse der Natur und erweitert den Wissenskreis seiner Mitmenschen; ein Dritter überrascht und nützt durch neue Erfindungen und Entdeckungen; ein Vierter endlich rührt und entzückt durch erhebende Kunstwerke, sei es als Dichter, sei es als Maler oder Bildhauer.

Alle diese sind mit großen Talenten zum Nutzen und zur Freude ihrer Mitmenschen begabt; ihre Leistungen erfüllen uns mit hoher Bewunderung. Die seltenste und wohlthuendste Erscheinung ist aber ein echter, wahrer Mensch, in dem alle Anlagen und Kräfte in schöner Uebereinstimmung ausgebildet sind. Glauben, Wissen und Thun sind in ihm Eins geworden und ihre Kraft wirkt unwiderstehlich.

Solch ein ergreifendes und erhebendes Bild gewährt uns William Wilberforce, der gleich kräftige, wie edel-

müthige Bekämpfer des Sclavenhandels, in seinem innern und äußern Leben.

Die Liebe zu Gott und seinen Nebenmenschen, die Grundlage der echten Christuslehre, durchdrang und läuterte sein ganzes Wesen, heiligte seine Absichten und Pläne und drückte seinen Handlungen ihr eigenthümliches Gepräge auf.

Zu Hull, einer bedeutenden Handelsstadt in der englischen Grafschaft York, wurde William Wilberforce am 24. August 1759 geboren. Die Familie Wilberforce war seit langer Zeit in dieser Grafschaft wohl begütert und angesehen. Der Knabe war in seiner Jugend höchst schwächlich von Körper; desto kräftiger entwickelte sich sein Geist, noch mächtiger aber sein Herz. Schon frühe waren die Keime und Triebe einer seltenen Liebe und Anhänglichkeit in ihm bemerkbar, welche die Wurzel seines ganzen Lebens bildeten und aus denen sich der herrliche Stamm seines Charakters erhob, mit seiner Krone, der allgemeinen Menschenliebe, alle seine Brüder überschattend.

Schon im Jahre 1768 starb sein Vater, und der neunjährige Knabe wurde seinem Oheim William Wilberforce zur Erziehung übergeben. In dem Hause dieses Oheims erfuhr das empfängliche Gemüth einen tiefen und lebhaften Eindruck. Seine Tante war der eben entstandenen Methodistengemeinde zugethan und suchte in dem offenen, liebefordernden und liebegewährenden Knaben dieser Gemeinschaft einen treuen Anhänger zu gewinnen.

Die blutigen und verheerenden Kämpfe, welche im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts die verschiedenen Länder Europas um die neuen Glaubensmeinungen be-

wegt hatten, waren beendet; es hatten sich mehrere Kirchen neben einander ihr Dasein erkämpft.

Nun bildeten sich in den verschiedenen protestantischen Kirchen einzelne Genossenschaften, welche den Glauben und das Leben in eine innigere Verbindung zu setzen trachteten. Wie die Herrnhuter in Deutschland, entstanden die Methodisten unter der Leitung zweier junger Gottesgelehrten Wesley und Whitefield in England. Diese schieden anfangs nicht aus der englischen Kirche, sondern verlangten nur von ihren Anhängern einen strengen, den Anforderungen des neuen Testaments entsprechenden Lebenswandel und suchten ihrem Gottesdienst, den sie täglich hielten, eine belebendere Form zu geben. Da es der Zweck dieser Kirchengemeinschaft war, ihr religiöses Glaubensbekenntniß in allen ihren Handlungen, ja in ihrem ganzen Leben an den Tag zu legen, und da sich hiermit bei Manchen von ihnen ein absichtliches Zurschautragen derselben, welches oft an Heuchelei grenzte, verband, so erregte dies bei den Andersdenkenden und den Weltlichgesinnten Anstoß. Zudem gehörten die meisten Methodisten den niedern Ständen an. Aus diesem Grunde sahen der Großvater und die Mutter des Knaben die Anhänglichkeit, welche sich in seinen Briefen für die neue Gemeinde aussprach, höchst ungern und nahmen ihn bereits in seinem zwölften Jahre wieder von dem Oheim weg in ihr Haus.

Eine Wohlthat erwuchs aber unserm William aus seinem Aufenthalte bei seiner frommen Tante. Er lernte die Bibel kennen und lieben, und seinem sinnigen Gemüthe prägten sich tief religiöse Eindrücke ein, welche seine spätere Erziehung nie mehr ganz verwischen konnte, und die nur einer Veranlassung bedurften, um auf sein ganzes Leben

eine neue Macht zu gewinnen und es ganz läuternd und beseligend zu durchdringen. In sein älterliches Haus zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit seiner Vorbereitung auf die akademische Laufbahn, wofür er sich bestimmt hatte. Jetzt aber fühlte sich sein menschenfreundliches Gemüth schon empört über den schändlichen Handel, welchen damals alle christlichen Völker ohne Scham mit ihren schwarzen Brüdern trieben. Er gab diesen Gefühlen Worte in einem Aufsatz, den er über den Sclavenhandel in einer Zeitschrift veröffentlichte. In seinem fünfzehnten Jahre begann so Wilberforce sein öffentliches Auftreten in einer Sache, welcher er während seines ganzen Lebens alle Kräfte seines Geistes und seines Herzens weihte. Die Kraft seiner Jugend, die Besonnenheit seiner Mannesjahre, der Einfluß seines Greisenalters war ganz dem Wohle und der Errettung seiner Mitmenschen geweiht, und die göttliche Vorsehung hat das Werk seiner heiligen Menschenliebe mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt.

Schon im 15. Jahrhunderte führten die Portugiesen auf ihren Besitzungen in Guinea zuerst Sclaven afrikanischer Abkunft ein. Die Bewohner dieses Erdtheils, die Neger, zeichneten sich durch Stärke und Dauerhaftigkeit unter allen wilden Völkern vortheilhaft aus. Die unglücklichen Menschen standen auf einer höchst niedrigen Bildungsstufe, und eben diese ihre Rohheit gab den ihnen an Kunstfertigkeit und Verstandesbildung weit überlegenen Europäern nicht nur die wohl benutzte Gelegenheit, sie zu unterjochen und zu ihren selbstsüchtigen Absichten zu gebrauchen, sondern sie lieh auch der Habsucht ihrer Unterdrücker den beschönigenden Vorwand, sie seien Geschöpfe, welche keiner menschlichen Bildung fähig und daher von

der Natur zur Sclaverei bestimmt wären. Erst die Erfahrung unsers Jahrhunderts hat die von einem schnöden Eigennutze so lange mißbrauchte Ansicht durch die sprechendsten Thatsachen widerlegt. Als die Spanier im Anfange des 16. Jahrhunderts sich eines großen Theils von Amerika bemächtigten, gedachten sie die unglücklichen Ureinwohner dieses Erdtheiles, die sie durch die grausamste Marter, durch Feuer und große Jagdhunde zu Dem bekehrten, was sie in ihrer blinden Wuth Christenthum nannten, auf dieselbe Weise zu behandeln. Allein die schwachen Amerikaner konnten die Sclavenarbeit in den Bergwerken nicht ertragen. Ihr Unglück rührte den edeln Las Casas, er bewirkte mit unsäglichen Anstrengungen ihre Befreiung von diesen sie aufreibenden Arbeiten. Allein man sah sich nach andern rüstigen Arbeitern um, und diese mußte nach dem Vorgange der Portugiesen das unglückliche Afrika liefern. Im Jahre 1517 ertheilte Karl I., König von Spanien (in Deutschland Karl V.), seinem Günstlinge, dem Marquis de la Bresa, das Privilegium, jährlich 4000 Sclaven nach den westindischen Inseln einzuführen, und dieses Privilegium wurde dann an genuesische Kaufleute für 250 Ducaten verkauft. Nach dem Ablaufe desselben bemächtigten sich hauptsächlich die Portugiesen des Sclavenhandels und führten die armen Schwarzen besonders nach dem von ihnen genommenen Brasilien ein. Durch diesen Handel wurden unermeßliche Reichthümer gewonnen, und dies reizte die Habsucht der andern christlichen Nationen. Seit den Zeiten der Königin Elisabeth nahmen die Engländer lebhaften Antheil an dem Sclavenhandel, an welchem sich nach und nach auch die Franzosen, die Holländer, die Dänen und die Schweden betheiligten. Man hat berechnet,

daß in den 300 Jahren, während welchen der unselige Handel bestand, 30 Millionen Neger aus ihrem Vaterlande in die Sclaverei geführt worden sind.

Dieser Handel entmenschlichte die Afrikaner ebenso, wie er die Europäer entsittlichte. Die Lust nach den Waaren, welche ihnen die Europäer für die Sclaven brachten, wie Eisen, Waffen, Salz, allerlei Spielwaaren, und darunter besonders nach dem verderblichen Branntwein, ergriff die rohen Neger unwiderstehlich. Einzelne Häuptlinge und Völkerstämme bekriegten sich unter einander, um nur recht viele Gefangene zu machen; Väter vertauschten ihre Söhne und Töchter; kein Band war so heilig, daß es die Begierde nach dem köstlichen Tranke nicht löste.

Die so erhandelten Sclaven wurden wie Vieh, ja schlimmer noch betrachtet; man sah sich zu der größten Grausamkeit veranlaßt, um nur die Armen an der Selbstentleibung zu verhindern. Mit Schlägen wurden sie zum Essen und Trinken genöthigt. Aber sie wußten doch der Grausamkeit ihrer Peiniger zu entgehen. Manche bissen sich die Zunge ab und verschlangen sie, um sich so zu ersticken. Auf der Ueberfahrt kamen in der Regel 14 von jedem Hundert um.

Ein Schiff, welches 240 Tonnen faßte, wurde gewöhnlich mit 520 Sclaven befrachtet. Je zwei wurden zusammengeschmiedet, und auf jeden einzelnen kam nur ein Raum von 5 Fuß Länge und 2 Fuß 2 Zoll Höhe. Auf öffentlichen Märkten wurden sie feilgeboten und wie das Vieh untersucht. Die Käufer trieben sie heerdenweise vom Markt und nun ging ihre harte Arbeit unter der Peitsche der Aufseher an, von welcher sie erst der Tod befreite.

Die unmenschliche Grausamkeit, mit der man, den Geboten der milden Christusreligion entgegen, die Neger behandelte, hatte schon die Quäker, Penns edle Glaubensgenossen, zu Gegenanstrengungen aufgerufen und sie hatten im Jahre 1751 unter sich den Sclavenhandel aufgehoben.

Zuerst um das Jahr 1770 erhoben sich einzelne Stimmen in England gegen den unchristlichen Handel, und einer der Ersten, welcher öffentlich dagegen auftrat, war unser William Wilberforce. Noch war dies aber eine Stimme in der Wüste; der Eigennutz und die Gleichgiltigkeit ließen sie verhallen.

In seinem 17. Jahre hatte Wilberforce die Universität Cambridge bezogen; der jetzt erfolgende Tod seines Großvaters und seines Oheims machten ihn frühe unabhängig, da er nun unter der Vormundschaft seiner Mutter stand, und es eröffnete sich ihm die Aussicht auf den dereinstigen Besitz eines bedeutenden Vermögens. Die Verlockungen, welche eine solche Lage mit sich führte, wurden vergrößert durch den Umgang mit jugendlich muthwilligen Freunden; sie konnten ihm aber nicht ganz den Ernst nehmen, mit welchem er von früher Jugend an seinen Beschäftigungen ergeben war, wenn sie ihm auch manche Stunde raubten, die er, wie er später oft sagte, besser zur eignen Ausbildung hätte anwenden können. Seine Lebhaftigkeit, sein Witz, sein geselliges Benehmen und seine Gastfreundschaft versammelten stets einen zahlreichen Kreis von Freunden und Bekannten um ihn. Was er aber so vielleicht an tiefer Gelehrsamkeit verlor, gewann er an Gewandtheit und Umgänglichkeit im Leben, und auch diese waren ihm später für die Lösung seiner großen Lebensaufgabe von dem wesentlichsten Nutzen. Nie aber nahm er das Ernste und Wahre leicht.

In diesem Sinne lehnte er es ab, bei seinem Abgang von der Universität die Glaubensartikel der englischen Kirche zu unterschreiben, obwohl er sich dadurch den Zugang zu den akademischen Würden verschloß. Später hob sich in seiner Ueberzeugung der Anstoß, den er genommen; es zeigte dies aber, wie fern er selbst damals von jeder Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen war.

Nach seiner Rückkehr von Cambridge gab Wilberforce das älterliche Geschäft, welches man einstweilen in seinem Namen fortbetrieben hatte, auf, da er sich ganz dem öffentlichen Leben widmen wollte. Der erste Schritt hierzu ist die Bewerbung um eine Stelle im Parlamente. Daher ergriff er sogleich die durch die bevorstehende Auflösung des Parlaments ihm gebotene Gelegenheit und suchte für diesen Fall in seiner Vaterstadt Hull als Parlamentsmitglied gewählt zu werden.

Während der Erfolg seiner Bewerbung noch unentschieden war, ging er nach London, um dort sich durch seine tägliche Gegenwart bei den Sitzungen desselben auf seine Wirksamkeit vorzubereiten. Hier erneuerte er seine Bekanntschaft mit einem der größten englischen Staatsmänner, dem berühmten Pitt, die er bereits in Cambridge gemacht hatte und die sich später zu einer vertrauten Freundschaft beider Männer entwickelte.

Der Wunsch unsers Wilberforce ging in Erfüllung und er nahm im Jahre 1780 zuerst als Vertreter seiner Vaterstadt an den Verhandlungen des Parlaments Theil. Mit dem lebhaftesten Interesse folgte er den Verhandlungen desselben, unterrichtete sich sorgfältig über jeden der zu verhandelnden Gegenstände, nahm aber selbst an den Erörterungen noch keinen Theil. Außerdem weihte er einem heitern

und geistreichen geselligen Leben viele Zeit und gewann durch sein liebenswürdiges Auftreten zahlreiche Freunde. Kaum war die erste Parlamentssession, der er als Mitglied des Unterhauses beiwohnte, geschlossen, so eilte er, wie er von jetzt an fast jedes Jahr that, auf das Land und miethete sich eine Wohnung zu Ragrigg an den Ufern des Winandermeeres, eines Landsees in der Grafschaft Westmoreland. So mittheilend und fröhlich auch Wilberforce in den Kreisen der großen und glänzenden Gesellschaften Londons war, so war sein tiefes Gemüth doch mehr für beschauliches Stillleben auf dem Lande gestimmt, und es kostete ihn jedesmal einen harten Kampf, dasselbe, wenn ihn seine Pflicht nach London rief, mit seiner dem menschlichen Stolze so schmeichelnden Rolle, die er als Parlamentsmitglied und gesuchter Unterhalter in der großen Gesellschaft spielte, zu vertauschen.

Auch hierin zeigt sich schon frühe in dem jetzt 21jährigen Jünglinge der wahre Ernst seines Charakters. Ein Jahr später schreibt er an seine Schwester, „er ziehe dem Aufenthalt in London die Einsamkeit des Landlebens vor, weil sie ihn vielen Versuchungen entreiße, zu wahrer Selbstbetrachtung führe und in seinem Streben nach Besserung fördere."

Im Winter 1781 trat er zum ersten Male als Redner im Parlamente auf; seine hohe Gabe einer einfachen, aber kräftigen Rede, die nicht selten der Witz würzte, verbunden mit einem angenehmen Aeußern und feinen Manieren, fanden bald die gerechte Anerkennung, und die angesehensten Männer fingen an, den jungen vielversprechenden Redner auszuzeichnen. In demselben Jahre trat noch sein Freund Pitt ins Ministerium, und Wilberforce, der

die Ansichten der damaligen Verwaltung theilte, unterstützte kräftig ihre Vorschläge.

Deßunerachtet wurde dieses Ministerium gestürzt und Wilberforce und Pitt, der aus demselben schied, benutzten die hierdurch gewonnene Freiheit von Geschäften im Herbst 1783 zu einer Reise nach Frankreich. Sie gingen nach Rheims, besuchten den königlichen Hof zu Fontainebleau und hielten sich einige Zeit in Paris auf. Hier lebten zwei Männer, welche durch ihre Thaten in dem damals erst vor einem Jahrzehend beendigten nordamerikanischen Freiheitskriege, sowie durch ihre edle Persönlichkeit die Theilnahme und die Bewunderung von ganz Europa sich erworben hatten, Franklin und Lafayette. Die Bekanntschaft Beider lohnte ihre Reise. Kaum von derselben zurückgekehrt, wurde Pitt zum ersten Minister ernannt; Wilberforce unterstützte ihn mit großem Eifer. Obwohl nun die Gegner Pitts im Unterhause eine Majorität von einigen Stimmen behaupteten, so liefen doch Adressen aus mehrern Gegenden ein, welche die Handlungen des vorherigen Ministeriums mißbilligten. Noch hatte die Grafschaft York, welche als die bedeutendste gilt und die auf das ganze Land einen großen Einfluß äußert, auf keine öffentliche Weise ihre Gesinnung erklärt. Die Gegner Pitts suchten hier, wo sie bis jetzt das Uebergewicht gehabt, eine Gegenadresse zu Stande zu bringen. Da eilte Wilberforce, obgleich er dort fast ohne Bekanntschaft war, nach York und trat in der öffentlichen Versammlung, in welcher diese Adresse berathen wurde, auf. Seine melodische Stimme, die gewählten Ausdrücke, seine scharfe und gehaltreiche Gedankenentwickelung wirkten so mächtig auf die Versammlung, daß eine Adresse für das neue Ministerium

beschlossen wurde, und hierdurch war dieses gesichert. Dem Redner aber lohnte neben der Erreichung seiner Absicht der lauteste Beifall. Und als nun Pitt das Parlament auflöste, um in dem neu zu erwählenden die Majorität zu erlangen, ohne die kein englischer Minister regieren kann, wurde Wilberforce von der Grafschaft York zu ihrem Vertreter, trotz aller Anstrengungen einer mächtigen und reichen Gegenpartei, erwählt. Es war dies die größte Auszeichnung, die ihm zu Theil werden konnte, da er bei dem Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn den hochherzigen Entschluß gefaßt hatte, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, nie eine Stelle von der Regierung anzunehmen. Es ist dies für einen jungen Mann, der mit so viel Erfolg auftrat, gewiß eine der härtesten Entsagungen, die ihm das Pflichtgefühl auflegt, und auch hierin hat Wilberforce die Probe bestanden.

Während dieser Zeit seines so ehrenvoll beginnenden öffentlichen Lebens hatte er den Hauptzweck seines Strebens nicht aus den Augen verloren.

Bereits im Jahre 1781 hatte er einem Freund, der damals nach der Insel Antiqua in Westindien reiste, den Auftrag gegeben, ihm Nachrichten über den Sclavenhandel, deren er zur Unterstützung seines Vorschlags im Parlamente bedurfte, zu geben, und im Jahre 1783 unterstützte er mit warmer Beredtsamkeit einen Antrag zur Aufhebung des Sclavenhandels.

Eine Reise, die er in den Jahren 1784 und 1785 mit seiner Mutter und Schwester nach Italien und in die Schweiz machte, war für ihn von großem Einfluß. Ein würdiger Freund seines Hauses, der Dechant zu Carlisle, Isaak Milner, begleitete ihn. In einem Gespräch mit dem-

selben äußerte Wilberforce von einem frommen Geistlichen, derselbe sei als Geistlicher wohl zu loben, doch übertreibe er es mit dem Christenthum. Mit dem Christenthum könne man es nicht übertreiben, entgegnete Milner.

Diese Unterredung gab Veranlassung zu öfteren Unterhaltungen beider Männer über das wahre Wesen der christlichen Religion. Wilberforce fand bei genauer Prüfung, daß seine Ansichten über dieselbe höchst unbestimmt und flau wären. Dies führte ihn zu einer ernsten Prüfung; er las ein belehrendes Werk von Doddrigge über den Ursprung und Fortgang der Religion und ging endlich wieder zur echten Quelle des Christenthums, zur Bibel selbst über, die er als Knabe schon kennen gelernt hatte. Seine strenge Selbstprüfung und das immer innigere Verständniß der heiligen Schrift brachten während der Reise und den darauf folgenden Parlamentsbeschäftigungen eine vollständige Umwandlung seines Innern hervor. Mit dieser kehrte eine tiefe Demuth und ein festes Vertrauen auf Gottes Hilfe in sein Inneres ein. Und er beschloß nun auch, sein ganzes Leben nach der neu gewonnenen Ueberzeugung umzugestalten. Er theilte seinen alten Freunden die Aenderung seiner Ueberzeugung mit, um die rechte Stellung gegen sie zu gewinnen, und führte von nun an ein strenges Tagebuch über seine Gedanken und Handlungen. Dieses Tagebuch, das uns erhalten ist, giebt uns die ergreifendsten Beweise von der Strenge, mit welcher er sich selbst beurtheilte und von seinem rastlosen Streben nach einem wohlgefälligen Leben.

Wilberforce wurde jetzt, wie er erwartet hatte, allgemein für einen Methodisten ausgegeben. Seine Mutter

wurde dadurch beunruhigt, doch er tröstete sie mit der Schilderung seines wahren Gemüthszustandes.

Das große Verderbniß der Sitten, welches zu jenen Zeiten unter den vornehmen Ständen Englands herrschte, rief jetzt unsern Wilberforce zu einer neuen Thätigkeit auf. Er faßte den Plan, eine Gesellschaft zu bilden, welche der Ausbreitung der Sittenlosigkeit Widerstand leisten sollte. Hierüber schrieb er an einen Freund: „Der wirksamste Weg, große Verbrechen zu verhindern, ist der, daß man die kleinen bestraft und den allgemeinen Geist der Zügellosigkeit, die Quelle aller Laster, zu unterdrücken sucht. Ich weiß wohl, daß wir durch einen Einfluß auf die äußere Handlungsweise zuerst noch nicht die Herzen der Menschen ändern; aber doch werden diese am Ende aufgeregt und geweckt. Auf sein Anregen wurden die öffentlichen Behörden besonders durch eine königliche Proclamation aufgefordert, die bestehenden Gesetze gegen Entheiligung des Sabbaths, Trunkenheit, unsittliche Schriften in Ausübung zu bringen. Nun stiftete er die beabsichtigte Gesellschaft und gewann die einflußreichsten und höchststehenden Männer für seinen schönen Zweck. Diese Gesellschaft hat mehrere Jahre hindurch vieles Gute gewirkt und ist das Muster für ähnliche zu verwandten Zwecken geworden. Die Idee, auch für religiöse Zwecke in Verbindung zu treten, die sich später in der Bibelgesellschaft so segensreich erwiesen, ist dem schaffenden Geiste Wilberforce's entsprungen. Seine Bemühungen, möglichst genaue Erkundigung über den Sclavenhandel und den Zustand dieser unglücklichen Opfer europäischer Habgier in Westindien einzuziehen, waren inzwischen fortgesetzt worden, und er war jetzt entschlossen, dem schmählichen Menschenhandel offen entgegenzutreten.

„Der allmächtige Gott hat mir", schreibt er, „zwei Aufgaben gestellt, die Unterdrückung des Sclavenhandels und die Verbesserung der Sitten."

Das Jahr 1787 ging unter Vorkehrungen zu dem zu eröffnenden Kampfe vorüber; es bildete sich eine Gesellschaft, um die nöthigen Kosten aufzubringen und immer genauere Nachrichten über den betreffenden Gegenstand einzuziehen.

Schon fing sich auch die Gegenpartei zu erheben an; schnöde Habsucht und frevelhafter Eigennutz rief sie in die Schranken. Der Sclavenhandel war so einträglich, in ihm trafen so viele Interessen zusammen, daß bei der engen Verbindung der verschiedenartigen Geschäfts- und Handelsverhältnisse die Störung desselben für einen großen Theil der englischen Bevölkerung allerdings von dem größten Nachtheil erschien. Um so sorgsamer sammelten die Freunde der unterdrückten Schwarzen alle mögliche Nachweisungen über diesen Handel; besonders aber war Wilberforce thätig, sich mit allen Waffen der genauesten Kenntniß aller Einzelheiten in dieser so verwickelten Sache zu einem tüchtigen Kampfe zu rüsten. Schon liefen Petitionen aus vielen Gegenden Englands um Aufhebung des Sclavenhandels ein; schon erwartete man, daß der edle Wilberforce den ersten Streich in dem zu erwartenden Streite führen würde. Plötzlich überfiel ihn aber eine Krankheit, die durch mehrere Rückfälle, die der kaum Genesende hatte, sein bedeutungsvolles Leben gerade in diesem so wichtigen Augenblicke mit schwerer Gefahr bedrohte. Die Freunde seiner edeln Sache waren im höchsten Grade bestürzt, beschlossen aber doch, vor seiner Wiedergenesung keinen entscheidenden Schritt zu thun. Selbst der geistvolle und entschlossene

Fox erklärte: „Es ist besser, daß die Sache in seinen Händen ist, als in den meinigen; bei ihm erhält sie mehr Gewicht, mehr Ansehen und größere Wahrscheinlichkeit des Erfolgs."

Doch geschah schon in diesem Jahre etwas in der so hochwichtigen Sache; der erste Minister Pitt, der vertraute Freund unsers Wilberforce, stellte, aufgefordert von der Gesellschaft zur Aufhebung des Sclavenhandels, im Parlamente den Antrag, daß das Haus sich verbindlich mache, im Beginn der nächsten Sitzung die Verhältnisse des Sclavenhandels in Erwägung zu ziehen. Schon jetzt entspann sich eine lebhafte und warme Erörterung; die ausgezeichnetsten Männer aller Parteien und Richtungen sprachen sich mit Feuer und Begeisterung für den Plan der Aufhebung dieses schändlichen Handels aus.

Aber auch die Selbstsucht schwieg nicht. Die Vertreter von Liverpool, welche Stadt aus diesem Handel den größten Gewinn zog, sprachen drohende Worte von den verderblichen Folgen, die eine solche Maßregel für den gesammten Handel, somit für die Grundlage des gesammten Wohlstandes in England haben würde.

Doch errang der Eifer der Menschenfreunde noch vor Erledigung der Hauptfrage in dieser Sitzung einen schönen Sieg zur Erleichterung des Schicksals der armen Neger. Es wurde gerade ein Sclavenschiff in der Themse ausgerüstet. Einige dieser edel denkenden Männer, unter ihnen ein Mitglied des Parlaments, Namens Dolben, besuchten dieses Schiff, um sich mit eigenen Augen von seiner Einrichtung zu überzeugen. Mit Schrecken und Abscheu sahen sie die engen Behältnisse und die Marterwerkzeuge, die für die unglücklichen Sclaven bestimmt waren. Sie eilten ins

Parlament, und ihre Entrüstung theilte sich der ganzen Versammlung mit.

So gleichgiltig war man bis jetzt gegen das Schicksal von Tausenden seiner Nebenmenschen gewesen, daß erst diese Veranlassung zu einer genauern Kenntnißnahme der Ausrüstung der Sclavenschiffe führte. Dolben brachte sogleich eine Bill (Gesetzvorschlag) ein, wodurch die Zahl der zu ladenden Sclaven nach dem Raum des Schiffes bestimmt, und noch für einige andere Maßregeln zur Linderung ihrer Leiden gesorgt wurde. Trotz der Gegenbemühungen der Sclavenhändler, besonders der Liverpooler, ging der Vorschlag im Unterhause und hierauf auch im Oberhause durch und erhielt am 11. Juli 1788 die königliche Bestätigung.

Von seinem Krankenbette aus folgte Wilberforce diesen Bemühungen mit der regsten Theilnahme, und Gott erhielt der guten Sache ihren besten Verfechter. Einige Reisen und der Sommeraufenthalt auf seinem Landgute stellten ihn gänzlich wieder her. So konnte er den Parlamentssitzungen des Winters 1788 auf 1789 wieder mit gewohnter Wirksamkeit beiwohnen. Alle Zeit, die ihm seine Krankheit und seine übrigen Parlamentsgeschäfte, die die volle Thätigkeit eines Mannes in Anspruch nahmen, vergönnten, verwandte er fortwährend auf eine innigere Vertrautwerdung mit dem Gegenstande, den er sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt hatte. Im Anfang des April zog er sich für einen Monat auf das Land zurück, um seine Vorbereitung für diesen wichtigen Gegenstand zu vollenden. Täglich arbeitete er 8—9 Stunden, und selbst eine gefährliche Krankheit eines seiner vertrautesten Freunde, den er so gern besucht hätte, konnte ihn von seiner Beschäftigung

nicht trennen. Nicht minder waren die Gegner seiner menschenfreundlichen Absicht thätig; sie hielten öffentliche Versammlungen und verbreiteten in Flugschriften und Zeitungen die Ansicht, daß das Wohl der Colonien, der ganze Handel Englands durch den zu erwartenden Gesetzvorschlag gefährdet sei.

Am 20. Mai 1789 trat endlich Wilberforce im Parlamente auf und stellte einen in jeder Einzelheit wohl begründeten Antrag auf gänzliche Aufhebung des Sclavenhandels. Zuerst zeigte er mit schlagendem Grunde, wie derselbe entehrend für die ganze englische Nation sei. Dann besprach er mit Nachdruck die traurigen Folgen, welche derselbe für die Völker Afrikas habe, die er zu stetem Kampfe gegen einander reize und an jeder Entwicklung einer sittlichen Ausbildung hindere, zu der sie so fähig seien, wie ihre andersfarbigen Mitbrüder; er bewies, wie entsittlichend dieser Handel auf die unglücklichen Opfer der Habsucht selbst wirke, und endlich schilderte er in ergreifenden Zügen mit der vollen Beredtsamkeit seines Herzens die dadurch verursachten Leiden, welche die Menschheit entehrten.

Burke sagt von dieser Rede, die über 4 Stunden unter der gespannten Aufmerksamkeit des ganzen Hauses dauerte: Das Haus, die Nation und Europa sind Wilberforce auf das Aeußerste dafür verpflichtet, daß er diesen Gegenstand in der meisterhaftesten, eindringlichsten und beredtesten Weise vorgebracht hat. Die Gründe sind in solcher Ordnung auseinandergesetzt und mit solcher Kraft unterstützt, daß die Rede Allem gleichkommt, was man in neueren Zeiten von berühmten Rednern vernommen hat, und wohl nicht von dem übertroffen wird, was von griechischer Beredtsamkeit auf uns gekommen ist. Pitt und Fox, die größten

Redner Englands, die sich stets bekämpften, stimmten auch in dem Lobe dieser inhaltschweren Rede überein. Von allen Seiten, aus allen Gegenden Englands erhielt Wilberforce die erfreulichsten Zeichen des Beifalls und der Uebereinstimmung. Seine Gegner fürchteten bei der Wärme und Begeisterung, welche Wilberforce für seinen Gegenstand hervorgerufen, nichts mehr, als ein augenblickliches Abstimmen. Sie suchten und fanden bald ein arglistiges Mittel für ihren schmählichen Zweck. Sie griffen die Behauptungen des edeln Wilberforce nicht geradezu an, sondern sie verlangten nur, daß das Haus selbst den Gegenstand untersuche und die Zeugen in der so wichtigen Sache vernehme. Dies wurde leider beschlossen; die Untersuchung mußte sich ihrer Natur nach in die Länge ziehen und so geschah es, daß der Gegenstand auf die nächste Sitzung aufgeschoben wurde. Das Einzige, was Wilberforce erlangen konnte, waren einige Verbesserungen des im vorigen Jahre über die Anzahl der Sclaven auf jedem Schiffe erlassenen Gesetzes.

Die Habsucht der Sclavenhändler war bedacht, Wilberforce's menschenfreundlichen Bestrebungen jedes mögliche Hemmniß entgegen zu setzen. Hierzu mußte auch die Eifersucht auf Frankreichs Handel dienen. Die Meinung wurde verbreitet, der Handel dieses Landes werde sich in dem Grade heben, wie der Englands durch die Aufhebung des Sclavenhandels sinken werde. Auch diesen Einwand, der für viele Engländer bestimmend war, suchte Wilberforce zu heben; er beschloß, selbst nach Paris zu gehen und von der französischen Regierung das Versprechen zu erwirken, gleichzeitig mit England den Sclavenhandel aufzuheben.

In diese Zeit fielen die ersten Bewegungen der französischen Revolution, und Wilberforce, dem vor Allem daran gelegen sein mußte, für die Erreichung seines Ziels alle Parteien in England zu gewinnen, mußte seinen Plan aufgeben, um nicht in den Verdacht zu gerathen, er theile die Gesinnungen der in Frankreich sich erhebenden Volkspartei, was allen seinen Schritten zur Verwirklichung seines hohen Ziels höchst hinderlich gewesen sein würde. Clarkson, einer seiner Mitarbeiter an dem großen Werke, ging daher nach Frankreich und fand in Lafayette den bereitwilligsten Verfechter seiner Sache. Dieselben Gesinnungen theilte der unglückliche und menschenfreundliche König Ludwig XVI. nebst allen damals gewichtigen Häuptern der Nationalversammlung. Nur verlangte man, daß Pitt seine Absicht, hierzu mitzuwirken, offen ausspreche. Dies konnte aber Pitt nicht, ohne dadurch sein ganzes Ministerium in Frage zu stellen. Hierdurch wurde die Ausführung des schönen Planes einer gemeinsamen Aufhebung des Sclavenhandels von Seiten Englands und Frankreichs hintertrieben. In Frankreich folgten Bewegungen und Stürme von innen und außen, wodurch diese hochwichtige Angelegenheit in den Hintergrund gedrängt wurde. In England wirkten aber gerade die Schreckensauftritte der französischen Revolution höchst nachtheilig auf den Fortgang der so schön beginnenden Sache.

In England werden die Parlamentsmitglieder der Regel nach auf 7 Jahre gewählt. Gewöhnlich aber löst das Ministerium das Parlament im sechsten Jahre auf, wenn es sich nicht durch besondere Zufälle früher zu einer solchen Maßregel veranlaßt sieht.

Es waren nun 6 Jahre, seitdem Wilberforce die Grafschaft York im Unterhause vertrat, und die erfolgte Auflösung des Parlaments machte eine neue Wahl nöthig. Wilberforce begab sich nach York, und seine fast ohne Kampf erfolgende Wiedererwählung zum Vertreter der ersten Grafschaft des Königreichs war ein erfreulicher und ermuthigender Beweis für die allgemeine Anerkennung, welche seine Wirksamkeit gefunden.

Eine Gefahr, in welche auf dieser Reise sein Leben durch das Umschlagen des Wagens gerieth, ging glücklich vorüber. Die Ruhe, welche ihm die immer während des Sommers stattfindende Aussetzung der Parlamentsverhandlungen gewährte, benutzte Wilberforce auf seinem Landsitze theils zur Ausarbeitung eines Werkes über die Ausübung des Christenthums, hauptsächlich aber zur genauen Durchsicht aller in der Sache des Sclavenhandels vor dem Unterhause stattgehabten Vorträge und Zeugenaussagen. Die Verhöre der Zeugen betrugen allein 1400 Folioseiten. Durch die unausgesetzte Thätigkeit, welche er dieser Arbeit widmete, schien seine Gesundheit gefährdet zu werden; allein er ließ sich durch diese Befürchtung nicht von der Vollendung seiner Bemühungen abhalten und setzte sich so in den Stand, die falschen Schlüsse seiner Gegner aufzudecken und ihre Auseinandersetzungen durch eine Reihe schlagender Thatsachen zu begründen.

Während der im December beginnenden neuen Parlamentssitzung fuhr er in diesen Arbeiten, so viel ihm die übrigen Verhandlungen erlaubten, unausgesetzt fort, um aufs Vollständigste für den zu erwartenden harten Kampf gerüstet zu sein. In seinem Tagebuch schreibt er: „Möge Gott es mir verleihen, daß ich fortan mehr zu seiner Ehre

lebe, und möge er mich in diesem großen Werke segnen, das ich jetzt in Händen habe! Möge ich zu Ihm aufblicken nach Weisheit und Kraft und der Gabe, Andere zu überzeugen; möge ich mich für den Ausgang Ihm mit vollkommener Ergebung unterwerfen; möge ich Ihm ganz die Ehre geben, wenn ich das Ziel erreiche, und wo nicht, von Herzen sagen können: Dein Wille geschehe."

Am 18. April 1791 eröffnete er die Erörterung; er gab zuerst eine Uebersicht der Zeugenaussagen und der übrigen eingezogenen Nachrichten; mit kluger Schonung vermied er Alles, was die Gegner reizen konnte, und ließ nur die erwiesenen Thatsachen zeigen, wie dieser Handel ebenso verderblich als grausam sei.

Auch diesmal sprachen Pitt und Fox wieder kräftige Worte zur Unterstützung des menschenfreundlichen Antrags. Alles vergebens; die Habsucht ist blind gegen die Stimme der Religion und der Vernunft. Der Antrag wurde mit 163 gegen 88 Stimmen verworfen. Dieser ungünstige Erfolg schlug aber die Hoffnungen und Bemühungen des redlichen Wilberforce und seiner Freunde nicht nieder. Sie waren sich der Gerechtigkeit ihrer Sache zu sehr bewußt, als daß sie nicht hätten auf ihren endlichen Sieg durch Gottes Beistand vertrauen sollen. Sie wandten sich nun an die Nation; diese sollte über den Gegenstand gänzlich aufgeklärt werden: sie sollte ihre Theilnahme für die Sache der unterdrückten Menschheit laut kund geben, und von der kräftigen Aeußerung dieser hochherzigen Gesinnung der Nation erwarteten sie den Sieg, welchen ihnen die Engherzigkeit ihrer Vertreter entrissen hatte. Zu diesem Zweck wurde ein kurzer Auszug aus den von dem Parlamente in

dieser Sache gepflogenen Untersuchung und Reden verfertigt und unter das Volk verbreitet.

Nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande rief diese Sache unsern Wilberforce wieder nach London. Die Vertheidiger des Sclavenhandels hatten die Meinung verbreitet, die Neger seien vermöge ihrer geistigen und sittlichen Anlagen keiner Veredlung fähig. Um sie durch die That zu widerlegen, wurde eine Gesellschaft zur Gründung einer Colonie von freien Negern auf der Westküste von Afrika, der sogenannten Sierra-Leona-Küste, daher Sierra-Leona-Gesellschaft genannt, gegründet. Wilberforce wurde zu einem der Direktoren dieser Gesellschaft erwählt, und auch hier erwies sich seine genaue Kenntniß, sein ausgezeichneter Scharfsinn und seine aufopfernde Thätigkeit höchst ersprieslich für den edeln Zweck.

Bald darauf traten aber äußere Verhältnisse ein, welche die Erreichung des schönen Ziels mehr als je hinauszuschieben, ja unmöglich zu machen drohten. Auf St. Domingo oder Hayti brach ein furchtbarer Negeraufstand gegen die Franzosen aus, der mit allen Greueln der entfesselten Rohheit bis jetzt unterdrückter und schmählich mißhandelter Sclaven verbunden war, die zwar eben dieser unnatürliche, gottlose Zustand erklärt, die aber eben deswegen nicht weniger empörend für das menschliche Gefühl sind. Zugleich fing, wie bereits früher bemerkt, die französische Revolution an, einen Gang zu nehmen, welcher in England den höchsten Anstoß erregte.

Alles dieses wurde von den Sclavenhändlern und ihrem mächtigen Anhange auf arglistige Weise ausgebeutet, um ihrer Sache Anhänger zu gewinnen. Die Auftritte in Hayti und Frankreich zeigten deutlich, sagte man höh-

nisch, wohin das Streben Wilberforce's und seiner Freunde führe. Der König Georg III., welcher früher sich an Hoftagen bei Wilberforce freundlich nach dessen schwarzen Günstlingen erkundigt hatte, gehörte von jetzt an zu den entschiedensten Gegnern der Abschaffung des Sclavenhandels; die Prinzen seines Hauses theilten seine Gesinnungen.

Aber vielfache Petitionen, welche aus verschiedenen Theilen Englands für die Abschaffung eingingen, bewiesen, daß man sich nicht vergebens an den gesunden Sinn und die christliche Gesinnung des Volkes gewandt habe.

Alle Bemühungen der Gegner waren nicht im Stande, auch nur eine Gegenbittschrift zu Stande zu bringen, nicht einmal in Liverpool, wo doch der Magistrat, in dem Glauben, von dem Sclavenhandel hänge das Bestehen der Stadt ab, 100,000 Pfd. Sterling zu den Kosten einer parlamentarischen Opposition gegen die Aufhebung dieses Handels bewilligte. Vor Allen aber blieb sich Wilberforce treu; fest stand in ihm der Glaube, daß er von Gott zu diesem Werke berufen sei. Bereits am 2. April 1792 stellte er einen neuen Antrag auf die unmittelbare Abschaffung des Sclavenhandels. Sein Vorschlag erfuhr dasselbe Schicksal, wie der im vorigen Jahre gestellte; aber die Meinung des Hauses sprach sich doch mit einer entschiedenen Stimmenmehrheit für eine allmählige Abschaffung aus. Wilberforce konnte sich aber nicht entschließen, selbst eine Bill zu diesem Zwecke einzubringen, da es für sein Gefühl peinlich war, selbst nur zeitweise diesen Handel, den er aus voller Seele verabscheute, gesetzlich zu bestätigen. Daher machte der Minister Dundas, später Viscount Melville, den Vorschlag, den Sclavenhandel den 1. Januar

1795 aufhören zu lassen. Auch dieser Vorschlag wurde mit 161 gegen 121 Stimmen verworfen.

Hierauf trug derselbe darauf an, den 1. Januar 1800 als Termin für das Aufhören desselben zu bestimmen.

Jetzt sprach sich Wilberforce für den 1. Januar 1795 aus; dieser Antrag ging mit 132 gegen 131 Stimmen durch.

Nun kam diese Bill in das Oberhaus; hier aber wurde sie bis auf das nächste Jahr ausgesetzt.

Wilberforce hatte sich freilich viel Haß zugezogen. Zwar war er seiner wahrhaft christlichen Gesinnung gemäß immer schonend gegen die Personen aufgetreten und hatte nur die Sache angegriffen; aber wer der Selbstsucht entgegentritt, der ist ihr Feind auf Tod und Leben. Man begnügte sich nicht damit, ihm die schändlichsten Verbrechen anzudichten, die ärgerlichsten Gerüchte über ihn auszubreiten; man verfolgte ihn, ja man bedrohte sein Leben. Im Sommer 1792 erhielt Wilberforce in London eine für ihn in Bath, wo er sich seiner Gesundheit wegen aufgehalten hatte, abgegebene Herausforderung zu einem Duell von einem westindischen Schiffscapitän. Seiner Ueberzeugung gemäß konnte Wilberforce diese nicht annehmen; jedoch kehrte er, um zu beweisen, daß er keine Furcht kenne, nach Bath zurück und gab eine offene Erklärung seiner Ansicht über das Duell. Ein anderer Schiffscapitän, Namens Kimber, den Wilberforce in der letzten Parlamentserörterung großer Grausamkeit bei dem Sclavenhandel beschuldigt hatte, wurde vor Gericht gezogen und sogar der Ermordung eines Negermädchens angeklagt. Doch ward er durch die Nachlässigkeit der Richter von dieser Anklage freigesprochen und die Strafe ermäßigt,

welche ihn für nachgewiesenen Meineid traf; aber Jedermann war von der Wahrheit der gegen ihn erhobenen Anklage moralisch überzeugt. Sobald dieser sein Gefängniß verlassen, war Wilberforce seiner steten Verfolgung unaufhörlich in und außer seinem Hause ausgesetzt und die Drohungen dieses wilden Mannes ließen das Aeußerste befürchten. Aus Besorgniß für das theure Leben des Edeln begleiteten ihn mehrere Freunde bewaffnet auf einer Reise, die er zu dieser Zeit in die Grafschaft York unternahm.

Allein weder der bisher mißglückte Erfolg seiner Anstrengungen, noch die Gefahr, die seiner Ruhe und seinem Leben drohte, konnten die Thätigkeit des glaubensstarken Wilberforce unterbrechen. Er widmete sich mit emsiger Sorgfalt den Geschäften der Sierra-Leona-Gesellschaft und fuhr fort, mit großer Mühe und beträchtlichem Kostenaufwand sich Nachrichten aus Westindien, wohin der Sclavenhandel jetzt hauptsächlich getrieben wurde, zu verschaffen.

Seine Bemühungen für die Leiden seiner mißhandelten Brüder hatten die Aufmerksamkeit der französischen Nationalversammlung auf ihn gezogen und er wurde in die Liste der französischen Bürger aufgenommen. Dies konnte seiner Wirksamkeit für die Sclavensache bei den oben geschilderten Verhältnissen höchst nachtheilig sein. Da fügte es sich, daß in London eine Versammlung zur Unterstützung der ausgewanderten französischen Geistlichen gehalten wurde. Wilberforce, dem Unterstützung jedes nothleidenden Bruders die Christenpflicht gebot, ließ sich in den deshalb gewählten Comité aufnehmen und sogleich wurde sein Name wieder aus der Liste der französischen Bürger gelöscht.

Eine solche unausgesetzte Thätigkeit für das Wohl seiner Mitmenschen, verbunden mit dem ernstesten Streben nach Selbstbesserung und Vervollkommnung, mußte allmählich den stillen wahren Gottesfrieden in ihm hervorrufen. Aus dieser innern Seelenstimmung schöpfte Wilberforce neue Kraft zu verjüngter Wirksamkeit für sein hohes Ziel.

Unterdessen nahm der Gang der Revolution in Frankreich fast die ganze Aufmerksamkeit der englischen Nation und ihrer Leiter in Anspruch; Ludwig XVI. war hingerichtet worden, die Schreckensmänner hatten vollständig gesiegt. Es drohte Krieg zwischen England und Frankreich. Wilberforce war für den Frieden; selbst Pitt erklärte sich, wenn es möglich sei, für denselben. Aber er konnte in der Ergreifung der zu diesem Zwecke führenden Maßregeln nicht mit Wilberforce übereinstimmen. So kam es, daß Wilberforce, der bis jetzt seinen Freund, da er in allen wichtigen Dingen mit ihm gleiche Meinung theilte, kräftig unterstützt hatte, nicht mehr mit dem Ministerium stimmen konnte. Dies lockerte für einige Zeit das enge Verhältniß zwischen Beiden, that aber ihrer gegenseitigen hohen Achtung für einander keinen Eintrag. Der Krieg brach aus, und die Furcht vor den revolutionären Gesinnungen wurde in England immer größer. Daher hatte ein Antrag, den Wilberforce in der Sclavensache im Februar 1794 stellte, einen noch ungünstigern Erfolg. Das Haus weigerte sich jetzt, seinen in der vorigen Sitzung gefaßten Beschluß zu erneuern. Vor dem Oberhause aber wurde die Sache mit empörender Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit betrieben. Während der ganzen Session wurden nur 7 Zeugen abgehört.

Ermuthigend für sein edelmüthiges Bestreben war die Bemerkung, daß in Folge der im Jahre 1788 durchgesetzten, wenn auch vielfach umgangenen Festsetzung der Tonnenzahl der Sclavenschiffe sich die Zahl der Todesfälle der eingeschifften Neger von 14 für jedes Hundert auf 5 vermindert hatte. Seine Versuche, den Unglücklichen eine weitere Linderung ihres Schicksals durch, den Sclavenhandel beschränkende Bestimmungen zu verschaffen, scheiterten aber auch im Jahre 1794 wiederholt.

Ein gleiches Schicksal erfuhren seine menschenfreundlichen Anträge, in den Besitzungen der ostindischen Gesellschaft durch christliche Prediger und Schullehrer auf eine christliche Entwickelung und Bildung jener dem britischen Scepter unterworfenen Völker hinzuarbeiten.

Mit Bitterkeit schreibt er an einen Freund: „Die Directoren und Eigenthümer in Ostindien haben gesiegt; unsere Besitzungen in Hindostan sind mit 20 Millionen Einwohnern dem ungestörten und friedlichen Besitze und der schützenden Vorsehung Brama's überlassen." Sein frommes Gefühl war durch diese Gleichgiltigkeit in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Herzens tief verletzt; aber sein Glaube an Gottes weise Vaterhuld blieb unerschüttert.

Die Verhältnisse brachten auch die beiden alten Freunde, Wilberforce und Pitt, wieder einander näher, und ihre frühere Freundschaft erneuerte sich. Am 18. Februar 1796 erhob Wilberforce wieder seine Stimme für die Neger und schlug den 1. Mai 1797 als den Termin vor, an welchem der Sclavenhandel aufhören sollte. Mit leidenschaftsloser Ruhe eröffnete er die Erörterung; aber die Entgegnungen seiner Feinde machten ihn warm.

Jenkinson, der nachherige Lord Liverpool, sprach: „Ich bitte dringend, daß diese Sache wenigstens bis zur Rückkehr des Friedens ausgesetzt werde.“ — „Nicht wenig, entgegnete Wilberforce, kann man durch die trockene, ruhige Weise gereizt werden, in welcher Menschen fähig sind, von den Leiden Anderer zu reden. Die Sache ausgesetzt! Wird die Verwüstung des unglücklichen Afrika's ausgesetzt? Wird alles das mannichfaltige Unglück dieses schimpflichen Handels, wird das Werk des Todes ausgesetzt? Nein, Sire, ich will meinen Antrag nicht aufschieben, und ich fordere das Haus auf, der Langmuth des Himmels nicht durch den Aufschub dieser späten Handlung der Gerechtigkeit zu spotten.“

Ein Westindier rühmte sich, daß seine Sclaven wohlgenährt, gekleidet und unter gutem Obdach seien. „Wie, rief Wilberforce aus, ist das Alles, worauf ein vernünftiges Wesen Anspruch macht? Sind die Gefühle des Herzens nichts? Wo ist denn geselliger Umgang und Familienglück? Wo das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Aussicht möglichen Ueberflusses und Ansehens? Wo sind freiwillige Dienstleistungen und dankbare Erwiederungen? Wo ist vor Allem das Licht des religiösen Glaubens und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin so weit davon entfernt, dem ehrenwerthen Herrn für die Nahrung, Kleidung und Wohnung, deren er sich rühmt, zu danken, daß ich gegen die Weise protestire, in der er derselben erwähnt hat; denn dies heißt den Menschen dem unvernünftigen Thiere gleichsetzen und die höhern Eigenschaften unserer gemeinschaftlichen Natur verhöhnen.“ — Trotz aller Anzeichen für den günstigen Erfolg wurde doch auch diesmal sein Vorschlag bei der dritten Berathung,

so vielmal wird nämlich ein Gesetzesvorschlag im Unterhause erörtert oder gelesen, wie man es nennt, mit 74 gegen 70 Stimmen verworfen. Und was das Bedauerlichste hierbei war, dieser unglückliche Ausgang war eben sowohl der Schlauheit seiner Gegner als der Lauheit seiner Freunde zuzuschreiben. Zehn bis Zwölf von ihnen versäumten irgend eines Vergnügens wegen diese so wichtige Sitzung. Diese Erfahrungen mußten auf Wilberforce betrübend einwirken, und wenn sie auch die Krankheit, in die er kurz darauf verfiel, nicht hervorgerufen haben mögen, so vermehrten sie doch ihre Heftigkeit. Aber Gott gab seinem Körper wieder Gesundheit und seinem Geiste neue Kraft, auszudauern in seinem hohen Berufe. Eine Ermuthigung mußte unser Wilberforce in seiner bald darauf erfolgenden Wiedererwählung zum Vertreter der Grafschaft York, welche für diesmal durch die Bewerbung der angesehensten und reichsten Männer in Frage gestellt war, finden, und so konnte er rastlos und muthig fortwirken. Die Aufhebung des Sclavenhandels und die Verbreitung des Christenthums in Ostindien waren seinem mit echter Frömmigkeit erfüllten Herzen zwei gleichwichtige Angelegenheiten. Dabei suchte er auf jede mögliche Art die Leiden seiner Brüder in England zu lindern, besuchte die Hospitäler, gab reichliche Spenden für die Noth der Armen und für die Errichtung von Schulen für die unbemittelten Klassen des Volkes. Er sah sein bedeutendes Vermögen nur als Gut an, das ihm Gott zur Unterstützung seiner Nebenmenschen verliehen und von dessen zweckmäßiger Anwendung er strenge Rechenschaft abzulegen habe.

Bald nachher unternahm Wilberforce eine Erholungsreise nach Bath. Hier lernte er die älteste Tochter des

Esquire Isaac Spooner, Barbara Anna, kennen; sie fanden ihre Ansichten und Neigungen übereinstimmend und ihrer gegenseitigen Achtung entkeimte die Liebe. Am 23. April 1797 verlobte sich Wilberforce mit ihr. „Der Würfel ist geworfen, schreibt er in seinem Tagebuche, ich glaube, sie eignet sich ganz besonders für mich, und manche Umstände scheinen mir diesen Schritt anzurathen. Ich hoffe, Gott wird mich segnen; ich will zu Ihm beten. Ich halte sie für eine echte Christin, liebevoll, gefühlvoll, verständig in ihrer ganzen Weise, mäßig in ihren Wünschen und Bestrebungen, fähig, Glück und Unglück zu ertragen, ohne davon beherrscht zu werden. Wenn ich voreilig gewesen bin, so vergieb mir, o Gott! Aber wenn, wie ich die Zuversicht hege, wir Beide Dich lieben und fürchten und Dir dienen werden, dann wirst Du uns segnen nach den sichern Worten der Verheißung."

Noch ehe er mit der treuen Gefährtin seines zukünftigen Lebens vor den Altar trat, erneuerte er am 15. Mai 1797 seinen Vorschlag auf Abschaffung des Sclavenhandels; aber nur Spott und Verhöhnung waren diesmal die Antwort.

Am 30. Mai desselben Jahres erhielt sein ehelicher Bund die Weihe und das stille Glück häuslicher Freuden stärkte und kräftigte ihn von Neuem für die Kämpfe des öffentlichen Lebens. Mit reger Theilnahme widmete er sich den Parlamentsverhandlungen und unterstützte nach wie vor jedes gemeinnützige Streben. Am 3. April 1798 brachte er wieder die Sache des Sclavenhandels zur Sprache; aber obgleich Canning's jung aufblühendes Talent sich derselben mit großer Kraft annahm, so wurde auch diesmal wieder der Vorschlag verworfen. Doch

neigte sich ihm jetzt wieder mehr die Theilnahme des Volkes zu, und so konnte Wilberforce auf einen endlich glücklichen Erfolg seiner Bestrebungen hoffen.

Noch sollte ihm vor Ende dieses Jahres eine gefährliche Krankheit seiner geliebten Gattin eine schwere Prüfung auflegen, die er aber hochherzig bestand. Die Wiedergenesung seiner theuern Barbara lohnte ihm seine Angst und Bekümmerniß in hohem Maße.

Eine gegen Ende dieses Jahres ausgebrochene Theuerung gab ihm Veranlassung, auf's Neue seine Mildthätigkeit zu bewahrheiten; er verwandte in diesem Jahre 3673 Pfund Sterling für wohlthätige Zwecke. Endlich im Jahre 1802 kam der lang ersehnte Friede mit Frankreich, brachte aber keine Frucht für Wilberforce's langjährige Bemühungen.

Alles dieses lähmte jedoch die Thätigkeit des kräftigen, unermüdlichen Wilberforce nicht; er sprach und handelte immerfort für alles wahrhaft Gute und Nützliche, und viele seiner Bemühungen segnete Gott.

Den Anfang des Jahres 1803 bezeichnete Wilberforce durch eine Flugschrift über den Sclavenhandel, welcher er dann im Februar wieder seinen gewöhnlichen Antrag folgen zu lassen gedachte. Allein die Zurüstungen für den wieder ausbrechenden Krieg, die die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Parlaments und des Volks auf sich zogen, und eine Krankheit, die ihn neuerdings überfiel, zwangen ihn, von diesem Plane abzustehen.

Dafür war er im hohen Grade bei der in diesem Jahre statthabenden Gründung der Bibelgesellschaft thätig, deren Wirksamkeit der reichste Segen bis auf unsere Tage begleitete.

Im Jahre 1804 war es, wo endlich Wilberforce's Antrag auf Abschaffung des Sclavenhandels bei allen drei Lesungen im Unterhause durchging und nun in's Oberhaus gelangte, wo er aber wieder auf das nächste Jahr verschoben wurde. Und selbst das Unterhaus verwarf, als Wilberforce im Jahre 1805 von Neuem die Sache zur Sprache brachte, seine eigenen, in der vorjährigen Sitzung gefaßten Beschlüsse. Nach einer 17jährigen Thätigkeit stand also Wilberforce noch immer auf demselben Punkte, wo er im Jahre 1789 gestanden. In seinem Tagebuche lesen wir: „Nie habe ich bei irgend einer Gelegenheit im Parlamente so viel empfunden. Ich konnte nicht wieder einschlafen, als ich in der Nacht aufgewacht war. Die armen Schwarzen kamen mir in den Sinn und die Schuld unsers sündhaften Vaterlandes."

Und dennoch verzagte er nicht. Zu einem an Verstand und Erfahrung reichen Manne, der ihn von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugen wollte, sagte er: „Ich erwarte es durchzusetzen, und was noch mehr ist, ich hege die Zuversicht, daß ich es bald durchsetze."

Am 23. Januar 1806 starb sein alter bewährter Freund Pitt, wie Wilberforce selbst sagt, am gebrochenen Herzen. Fox übernahm nun als erster Minister die Leitung der Angelegenheiten, und auch dieses Ministerium unterstützte Wilberforce, soweit es seine Ueberzeugung erlaubte, und das that er um so lieber, als das jetzige Ministerium entschieden für die Aufhebung des Sclavenhandels war. Sogleich wurde eine Bill eingebracht, welche den Sclavenhandel nach fremden Colonien verbot, und diese erlangte die Genehmigung beider Häuser. Noch vor Ende der Parlamentssitzung brachte Fox selbst den Vor-

schlag ein, daß das Haus sich zu einer baldigen, gänzlichen Abschaffung des Sclavenhandels verbindlich mache. Auch dieser Vorschlag ging im Unterhause mit 200 gegen 14, im Oberhause mit 20 gegen 12 Stimmen durch. Zugleich wurde auf Wilberforce's Antrag eine Adresse an den König beschlossen, durch welche dieser ersucht wurde, seinen Einfluß auf Mitwirkung anderer Mächte zur Aufhebung des Sclavenhandels auszuüben.

Aber auch Fox starb am 10. September 1806. Das Parlament wurde aufgelöst, Wilberforce jedoch wieder für York gewählt. Alle Freunde der Sclavensache waren jetzt in erneuter Thätigkeit; Wilberforce war unermüdet, wie in den Tagen der Jugend. Am 23. Februar 1807 brach endlich der schöne Tag an, an welchem Wilberforce den Lohn seiner 19jährigen Thätigkeit einernten sollte. Sein Vorschlag auf gänzliche Abschaffung des Sclavenhandels ging mit 282 gegen 16 Stimmen durch das Unterhaus.

Ergreifend war der Augenblick, als der General-Procurator Sir Samuel Romilly auftrat und die jüngern Glieder des Hauses ermahnte, sich den Ausgang dieses Tages zur Lehre dienen zu lassen, wie sehr die Belohnungen der Tugend die des Ehrgeizes überträfen. „Was sind die Gefühle des Kaisers der Franzosen in aller seiner Größe, rief er aus, gegen die Empfindungen dieses Privatmannes, welcher heute sein Haupt auf sein Kissen legt, mit dem Gedanken: Der Sclavenhandel ist nicht mehr.“ — Die Bill wurde bei der glänzenden Stimmenüberlegenheit noch durch Strafbestimmungen wirksamer gemacht, auch so vom Unterhause angenommen und erhielt am 18. März 1807 die Bestätigung des Oberhauses.

So war der Sieg der Menschenliebe über die Unterdrückung durch die standhafte Ausdauer und die rastlose Thätigkeit Eines Mannes, unsers Wilberforce, errungen; die Menschlichkeit feierte ihren herrlichen Triumph, und ihr reiner Priester dankte demüthig dem Herrn, der seine Anstrengungen gesegnet.

Die zu gleicher Zeit erfolgende Veränderung des Ministeriums hatte die Auflösung des Parlaments zur Folge. Hierdurch wurde eine neue Bewerbung für Wilberforce nöthig. Diese war, da er es diesmal mit dem einflußreichsten und begütertsten Mitbewerber zu thun hatte, mit vielfachen Anstrengungen, ja mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden. Zu diesem Zwecke schossen seine Freunde die Summe von 18,000 Pfund Sterling (216,000 Gulden) zusammen, und nochmals errang er den Sieg. Mit unausgesetzter Sorgfalt überwachte er die Ausführung des von ihm mit so großer Anstrengung erkämpften Gesetzes über die Aufhebung des Sclavenhandels, welches man auf vielfache Weise zu umgehen und unwirksam zu machen trachtete. Zu diesem Zwecke wurde eine neue Gesellschaft, die afrikanische genannt, gebildet, an deren Bestrebungen Wilberforce den lebhaftesten Antheil nahm.

Alles dieses hinderte ihn, sich den stillen Freuden eines traulichen Familienkreises hinzugeben; ja es raubte ihm sogar die Möglichkeit, die Erziehung seiner geliebten Kinder zu überwachen.

Nur der Sonntag war seiner Familie geweiht. Am frühen Morgen desselben wurde Familiengottesdienst gehalten; dann ging er mit seinen Kindern in die Kirche. Hierauf wurde ein Spaziergang in den Garten gemacht,

wobei der sinnige Vater die ihm selbst in hohem Grade eigene Liebe zu Naturschönheiten in ihnen zu wecken und zu pflegen suchte. Bei der Mahlzeit vereinte sich die Familie, um sich dann für den ganzen Tag nicht wieder zu trennen.

Seine Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, wuchsen indessen immer mehr heran und erforderten eine um so größere Sorgfalt für ihre Erziehung und Bildung, die dem Vater vor Allem am Herzen lag. Zudem fühlte Wilberforce seine Kräfte durch die großen Anstrengungen, welchen er sich unterzogen, allmählich schwächer werden, besonders nahm sein Gedächtniß ab. Nach einer reiflich mit sich selbst gepflogenen Ueberlegung beschloß daher Wilberforce, seine Stellung als Vertreter von York, die mit so vielen Anstrengungen verbunden war, aufzugeben, und um seine Thätigkeit dem Vaterlande und der guten Sache nicht ganz zu entziehen, sich um einen Sitz im Parlamente für einen kleinen Ort, der ihm keine besondere Verpflichtungen auflegte, zu bewerben.

Die im Jahre 1812 erfolgende Auflösung des Parlaments gab ihm Veranlassung, diesen Entschluß seinen Wählern kund zu thun. Diese beschlossen einstimmig folgende Danksagung: „Die Wähler der Grafschaft sprechen in größter Erkenntlichkeit dem Herrn Wilberforce ihren Dank aus für die länger als 28 Jahre von ihm, als ihrem Vertreter im Parlamente, geleisteten Dienste, für seine unausgesetzte und unparteiische Aufmerksamkeit auf die Privatgeschäfte der Grafschaft, für die unabhängige und ehrenwerthe Rechtfertigung des in ihn gesetzten Vertrauens bei jeder öffentlichen Gelegenheit. Sie ersuchen ihn, ihrer

Wünsche für seine Gesundheit und sein Wohlergehen versichert zu sein."

Jetzt konnte er sich ungestörter der Erziehung seiner Kinder und der großen Angelegenheit, zu deren Anwalt er sich von Gott berufen erachtete, weihen. Seinen Bemühungen war es wieder größtentheils zu danken, daß auch Schweden im Jahre 1813 den Sclavenhandel aufhob.

Die Jahre 1813 und 1814 brachten große Entscheidungen, Frankreichs Uebermacht wurde zertrümmert, Napoleon ging nach Elba und die Bourbonen kehrten nach Frankreich zurück. Die nun beginnenden Unterhandlungen und die Abschließung der vielfachen Verträge zwischen den Mächten Europa's suchte Wilberforce mit Gewandtheit und Umsicht zur Erreichung seines großen Zweckes, einer allgemeinen Abschaffung des Sclavenhandels, zu benutzen. Allein die Bemühungen der englischen Gesandten, besonders aber des ersten Ministers, Lord Castlereagh's, entsprachen weder den Wünschen Wilberforce's, noch der Wichtigkeit der Sache.

Die Anwesenheit der Monarchen in London, die diese Hauptstadt des Welthandels und des großartigsten Verkehrs nach glücklich beendetem Kriege besuchten, schien Wilberforce eine nun von Gott dargebotene Gelegenheit zur Verwirklichung seiner hochedeln Absicht. Er schrieb an den Kaiser Alexander I. von Rußland; in diesem Briefe schildert er mit Ausführlichkeit die Geschichte und die Schrecknisse des Sclavenhandels und schließt so: „Und nun, Sire, mag es für mich eignen, darauf hinzuweisen, daß Derjenige, welcher in aller Ehrerbietung um ein Gehör zu flehen sich erkühnt, ein Privatmann ist, welcher vom frühesten Mannesalter bis jetzt, da er über die Mitte des

Lebens hinübergeschritten ist, sich dieser Angelegenheit zu aller Zeit eifrig angenommen hat. Dem göttlichen Segen vertraue ich diese Zeit an. Möge das allmächtige Wesen, dem Sie, wie ich die Zuversicht hege, anhängen und dienen, welches Sie zu dem Hauptleiter bei der Befreiung des europäischen Continents von den Banden erhoben hat, in denen er durch eine geheimnißvolle Vorsehung so lange erhalten war, Sie zu dem geehrten Werkzeuge machen, durch welches Er auch in Afrika Seine gnädigen Absichten vollführt! Mögen Sie leben, Sire, ein Zeuge des gesegneten Erfolges dieser Ihrer Wohlthaten, durch welche christliches Licht, sittliche Besserung und geselliges Wohlergehen über die in Nacht liegenden Gegenden herrsche; mögen Sie hören, wie die schwarzen Kinder nach der Sprache der Schrift ihre Hände zu Gott erheben und nicht zeitlichen allein, sondern auch ewigen Segen herbeirufen auf das Haus Alexanders, des Kaisers der Russen, als des größten unter ihren irdischen Wohlthätern."

Der menschenfreundliche Alexander nahm ihn freundlich auf und versprach seine Beihilfe. Auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen ehrte den edeln Wilberforce.

Wilberforce's Hoffnungen waren nun auf den Congreß zu Wien gerichtet; seine Thätigkeit und der neu geweckte, menschenfreundliche Sinn des Volkes riefen in allen Theilen des Landes Eingaben an das Parlament hervor; die Ueberreichung der von London wurde William Wilberforce, „dem Vater unserer großen Sache," anvertraut. Mehr als 800 Bittschriften mit fast einer Million Unterschriften bedeckten die Tafel des Unterhauses, und dieses, so wie das Oberhaus, beschlossen, den damaligen

Prinz-Regenten, nachherigen König Georg IV., in einer Adresse zu bitten, den englischen Gesandten zu einem kräftigen Auftritte in der Sache des Sclavenhandels anzuweisen. Während der Verhandlungen erschien plötzlich der gefürchtete Napoleon wieder von Elba in Frankreich; die Fürsten und die Gesandten gingen auseinander; ein neuer Krieg brach aus. Doch Napoleon hob während der hundert Tage seiner zweiten Regierung den Sclavenhandel in Frankreich gesetzlich auf und die rückkehrenden Bourbonen, unter denen nur Ludwig XVIII. gegen den Sclavenhandel gestimmt war, sahen sich hierauf genöthigt, dieses Gesetz zu bestätigen. —

Die fortwährende Sorge für die Erziehung seiner Kinder, in welchen zu seiner Freude sich ein reiches Leben entfaltete, und die Theilnahme an der Landesangelegenheit, sowie die steten Bemühungen für die Verbesserung des Looses der Sclaven, die immer noch mit Unmenschlichkeit behandelt wurden, beschäftigten unsern Wilberforce die folgenden Jahre.

Aber auch manchen harten Verlust hatte er zu überwinden; der Tod entriß ihm langjährige treue Freunde; er sah seine älteste Tochter im Jahre 1820 sterben. Alle diese Prüfungen konnten nur seinen christlichen Sinn läutern und seinen Glauben an Gottes Gnade stärken. Ihn selbst suchten noch zu wiederholten Malen schwere Krankheiten heim und seine Kräfte schwanden. Er beschloß daher, seine öffentliche Thätigkeit als Parlamentsmitglied ganz aufzugeben und die ihm von Gott noch gestattete Zeit seines Lebens zur Herausgabe von Schriften zur Förderung der guten Sache und zum Wohle seiner Nebenmenschen anzuwenden. Diesen Schritt that er am 1. Februar 1825 zu

großem Bedauern aller Wohlgesinnten in ganz England; die hohe Achtung und die wärmste Theilnahme Englands folgten ihm in die Stille des häuslichen Lebens. „Acht Jahre lebte er noch, sagt einer seiner Lebensbeschreiber, um durch das Zeugniß seines Wandels und Wortes den Glauben zu zieren, der dem Manne die Kraft zur Thätigkeit gegeben hatte, dem Greise die Zuversicht in der Ruhe verliehen. Die Einfachheit der Lebensweise, die er nun führte, ist ein Spiegel der Ruhe seines Innern. Er stand bald nach 7 Uhr auf und brachte zuerst anderthalb Stunden in seinem Cabinet zu; dann zog er sich an, wobei er etwa drei Viertelstunden seinen Vorleser hörte, und um halb zehn Uhr traf er mit den Seinigen beim Familiengottesdienste zusammen. Hier las er einen Abschnitt aus der heiligen Schrift, gewöhnlich aus dem neuen Testamente, vor und schärfte ihn ein, oft mit natürlicher und glänzender Beredtsamkeit, immer aber mit dem Ernste der echten Anhänglichkeit an das Wort Gottes und einer außerordentlichen Kunde desselben. Nach diesem Familiengottesdienste, welcher ungefähr eine halbe Stunde dauerte, unterließ er nie, auf einige Minuten in den Garten zu gehen, um die Freuden an den Schönheiten der Natur zu genießen, für welche er einen so empfänglichen Sinn hatte. Das Frühstück spät einzunehmen, war er schon seit Jahren gewohnt, da nur die Stunden vorher der Arbeit gewidmet werden konnten. Die Zeit desselben wurde auch jetzt durch seine ungeschwächte Gabe der Unterhaltung verlängert, und wenn gleichgestimmte Freunde sich bei demselben versammelt hatten, dauerten die Gespräche dabei bisweilen bis Mittag. Dann beschäftigte er sich mit Studien und Briefen. Ungefähr um 3 Uhr, wenn die Post abgegangen war,

eilte er in den Garten, oftmals in der Freude seines Herzens ein Lied singend, entweder allein oder in Gesellschaft einiger wenigen Freunde oder auch mit seinem Vorleser. Nach der Mahlzeit, welche nie später als 5 Uhr stattfand, legte er sich auf anderthalb Stunden nieder, um sich zu einem neuen Leben am Abende wieder zu kräftigen. Dann betrieb er noch einige Arbeiten, welche durch die Abendandacht unterbrochen wurden; häufig kam er aber gleich wieder mit seiner Familie zusammen, um dann oft bis Mitternacht mit Lesen, Erzählungen und Gesprächen hinzubringen.

Diese ruhige Lebensweise erfuhr aber noch wenige Jahre vor seinem Tode eine unerwartete Störung; er erlitt plötzlich einen bedeutenden Verlust seines Vermögens, das er stets auf eine für seine Mitmenschen höchst ersprießliche Weise angewendet hatte. Zum Glücke waren jetzt seine Kinder größtentheils versorgt und selbst im Stande, ihrem hochverehrten Vater in ihrem traulichen Familienkreise einen ruhigen Genuß seiner alten Tage zu bieten. Der älteste Sohn war Landwirth; die beiden andern bekleideten geistliche Aemter. In dieser Ergebenheit in Gottes Willen verharrte er getreulich, als er auch am Sterbebette seiner noch einzigen Tochter stand, welche noch vor ihm in das jenseitige Leben berufen wurde.

Das harte Loos der Sclaven in Westindien lastete noch immer schwer auf dem Herzen des Greises; er und seine Freunde wirkten unaufhörlich für eine allmähliche, durch stufenweise Uebergänge vermittelte gänzliche Befreiung dieser Unglücklichen. Durch diese Bemühungen gewann die sogenannte Sclavenemancipation immer mehr Anhänger; die Stimme des Volkes sprach sich laut für dieselbe

aus. Noch einmal trat er öffentlich in dieser Sache auf; es wurde in Maidstone, dem Hauptorte der Grafschaft Kent, am 12. April 1833 eine Versammlung zur Abfassung einer Bittschrift gegen die Sclaverei gehalten. Mit unverlöschter Kraft des Geistes, aber mit matter Stimme und geschwächtem Körper sprach er zum letzten Male für die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit; „ich hoffe wirklich, so endete er seine Rede, daß wir uns jetzt dem Ende unserer Bemühungen nähern!" — und als gerade in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl den Saal durchdrang, rief er mit jugendlichem Feuer: „Der Gegenstand liegt klar vor uns, das Licht des Himmels scheint auf ihn und ist ein Pfand des Erfolges."

Das Parlament beschäftigte sich jetzt mit diesem Gegenstande, und als einmal während des Mittagsessens bemerkt wurde, daß vielleicht jetzt Erörterungen über die Aufhebung der Sclaverei in demselben stattfänden, sprang Wilberforce von seinem Stuhle auf und rief mit lauter Stimme: „Hört, hört, hört!" Noch hatte er die Freude, daß der hochherzige Vorschlag der Freunde der Schwarzen, England möge mit 20 Millionen Pfund Sterling die Pflanzer für die Aufhebung der Sclaverei entschädigen, die zweite Lesung im Parlamente erlangte. Da nahm ihn der Herr am 29. Juli 1833 in London, wohin er sich, um die Hilfe seines alten Arztes, des Dr. Chambars, zu genießen, begeben hatte, in seinem beinahe vollendeten 74sten Lebensjahre von dieser Erde. Am 28. August desselben Jahres wurde die gänzliche Abschaffung der Sclaverei für alle Zeiten im Parlamente beschlossen.

Alle Gutgesinnten in der gebildeten Welt trauerten ihm nach; die englische Nation ehrte sein Andenken. Seine

sterbliche Hülle wurde in der Westminsterabtei, dem Begräbnißort der großen Männer Englands, feierlich beigesetzt; den Trauerzug schmückten alle Mitglieder beider Häuser; das Bahrtuch trugen der Herzog von Gloucester, der Lordkanzler und der Sprecher des Unterhauses. Die Grafschaft York errichtete ihm zu Ehren eine Zufluchtstätte für Blinde; seine Vaterstadt Hull setzte ihm eine Denksäule, und seine Schützlinge, die Schwarzen in Westindien und Neu-York, legten Trauer für ihn an.

In ihm war Glauben und Handeln, Gesinnungen und That eins; in ihm und an ihm erprobte sich die Wahrheit des Ausspruchs Jesu Christi: „So Ihr meine Lehre befolget, so werdet Ihr inne werden, ob ich aus mir selbst rede, oder aus Dem, der mich gesandt hat.“

Sein Vorbild und seine Wirksamkeit aber leben fort und wirken reichen Segen von Geschlecht zu Geschlecht! —

„Habe Dank für Deine lehrreiche Erzählung,“ rief Justizrath Händel seinem Bruder zu. „Nun, ihr Kinder! nun wollen wir uns schlafen legen; ist morgen früh helles Wetter, wie ich hoffe, so wollen wir zeitig aufbrechen. Freilich wird der Weg nicht sehr glatt und eben sein.“

Aber ans Einschlafen war noch nicht gleich zu denken, denn erstens war in der Wirthsstube des Gasthauses, gerade unter den Zimmern unserer Reisenden noch viel Leben, es ertönte bis spät in die Nacht Musik und Gesang der böhmischen Harfenmädchen; sodann aber machten sich die Kinder noch gegenseitig diese und jene Bemerkungen über die gehörten Erzählungen. — Endlich aber verlangte der Schlaf sein Recht.

Am andern Morgen zeigte der Himmel ein heitreres Antlitz, als am Tage zuvor, und ein frischer Morgenwind

trieb die einzelnen Wolken rasch vor sich her, als wollte er binnen kürzester Frist den Horizont reinigen. Schnell hatten die Kinder ihre Toilette vollendet und saßen schon kurz nach 5 Uhr am Kaffeetische. Aber der Gastwirth machte zu dem Vorhaben unserer Reisenden, am frühen Morgen einen Ausflug nach Wilhelmshöhe zu machen, ein bedenkliches Gesicht und rieth vielmehr, während des Vormittags sich noch in der Stadt aufzuhalten, da durch den anhaltenden Regen die Straßen sehr unwegsam geworden seien. Ueberdies war es ziemlich kühl, obgleich die Sonne hell schien. So mußten sich denn Alle noch einmal in ihr Schicksal ergeben, auf einige Stunden Zimmerarrest zu haben. Der Justizrath bestellte aber auf Mittag 2 Uhr einen Wagen nach dem Milleschauer und tröstete die Seinen mit der Aussicht, daß, wenn das Wetter hell bliebe, man auf dem Berge Nachtquartier nehmen wolle, um am andern Morgen das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. —

Nach eingenommenem Frühstück wurde Onkel Emil von den Kindern bestürmt, noch Etwas zu erzählen und dieser ließ sich endlich erweichen und begann:

Karl Friedrich von Klöden.

Karl Friedrich von Klöden wurde am 21. Mai 1786 in einer Caserne in der Holzmarktstraße in Berlin geboren. Sein Vater war Unteroffizier in der Artillerie, seine Mutter die Tochter eines Compagniechirurgus Namens Willmanns. Der Vater war der Sohn eines adligen Gutsbesitzers in der Altmark, der, in der Landwirthschaft heruntergekommen, der Ausbildung seines Sohnes

nicht viel Sorgfalt widmete, ihn zwar die Dorfschule besuchen, sonst aber ohne Aufsicht herumlaufen ließ, so daß er ihn anfänglich gar nicht vermißte, als dieser eines Tages sich heimlich entfernt hatte, um in Berlin Militärdienst zu nehmen. Um unerkannt zu bleiben, legte der Sohn seinen Adel ab und trat in die Artillerie ein; aber dieser Schritt, welcher bald zur Kunde des Vaters kam und von diesem aufs Höchste gemißbilligt wurde, schied für immer Vater und Sohn und raubte dem Letztern alle Ansprüche auf sein väterliches Erbtheil. So war er denn lediglich auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, sich eine Stellung im Leben zu erkämpfen.

Die Mutter Karl Friedrichs von Klöden, die älteste von fünf Geschwistern, war zwar keineswegs in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen; der dürftige Gehalt eines sonst vermögenslosen Compagnie-Chirurgus mußte bei einer Familie von acht Köpfen sehr zu Rathe gehalten werden und nöthigte zur strengsten Sparsamkeit; aber es waltete ein Geist der Ordnungsliebe und Thätigkeit, der Zucht und Frömmigkeit im Hause, der sich mehr und mehr in der einzigen Tochter concentrirte und durch sie ein Segen für die Nachkommen wurde.

Als der Artillerieunteroffizier Joachim Friedrich Klöden um die Jungfrau Christiane Dorothea Willmanns warb, konnte der Vater der Letztern keine Aussteuer aus eigenen Mitteln herbeischaffen; eine Aussteuerprämie von 50 Thalern, die ein wohlthätiger Verein dem sittsamen Mädchen verlieh, war das ganze Heirathsgut, womit die junge Wirthschaft eingerichtet werden mußte. Der neue Hausstand begann sogleich mit Sorgen, da die überaus geringe Löhnung des Mannes zur Bestreitung der nothwendigsten

Lebensbedürfnisse nicht ausreichte; die Frau sah sich daher genöthigt, durch weibliche Handarbeiten den Haupterwerb zu begründen, was jedoch vielen Stockungen unterworfen war, und auch die Noth nicht minderte, als die Ehe nach und nach durch drei Kinder gesegnet wurde.

Das trostlose Leben in der Caserne dauerte über zwei Jahre, während welcher indeß auch Zeiten eintraten, in denen sich die Noth der schon so bedrängten Familie aufs Höchste steigerte und sich dann auch den Kindern sehr fühlbar machte. Es war nämlich damals ein militärischer Brauch, daß die Soldaten der Reihe nach auf drei Monate, wie man es nannte, Freiwächter wurden, d. h. für diese Zeit keinen Sold bekamen. Ein Jeder, der noch eine Heimath hatte, begab sich dann so lange mit Freuden dahin, oder diejenigen gemeinen Soldaten, die auf den Aufenthalt in Berlin angewiesen waren, wußten sich durch begierig gesuchte Handdienste einen reichlichern Erwerb zu verschaffen. Aber sehr unglücklich war die Lage der heimathlosen und dabei nun gar noch verheiratheten Unteroffiziere. Denn ihnen verbot ihre höhere Stellung eine jede für unehrenhaft gehaltene Handlangerbeschäftigung, und meistens war es sehr schwierig, durch Arbeiten, die auf dem Zimmer verrichtet werden konnten, eine Subsistenz zu gründen. Besonders peinlich war das Freiwächterthum für den Unteroffizier Klöden, der durch die auf der Bombardierschule erlernten militärischen Wissenschaften nichts erwerben konnte und sich daher oftmals genöthigt sah, seine Frau im Stricken zu unterstützen, um wenigstens doch die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Dann ereignete es sich oft, daß die ganze Familie hungrig zu Bette gehen mußte; eine solche Lebens-

weise konnte die körperliche Entwickelung des sechsjährigen Knaben eben nicht fördern.

Die fromme, gottesfürchtige Mutter, die sich sonntäglich durch den Besuch der Kirche stärkte, um in der Woche ihr unverschuldetes Elend ertragen zu können, wußte bei all' ihrer schlecht bezahlten Arbeitszeit die Muße für den Unterricht ihres Sohnes abzugewinnen; indeß wollte das Erlernen des Lesens bei diesem nicht glücken, vermuthlich weil die Versuche nicht beharrlich und dauernd genug angestellt wurden.

Der Vater schien den Jammer nicht mehr mit ansehen zu können und entschloß sich daher beim Ausbruche des Krieges, den Preußen mit Frankreich nach der Revolution im Jahre 1792 führte, mit ins Feld zu ziehen und seine Familie ihrem Schicksale zu überlassen. Zwar sandte er anfänglich einige Male etwas Geld, dann aber hörte jede Nachricht von ihm auf und nun begann die Zeit der dringendsten Noth für die Zurückgebliebenen. Die Mutter hatte mit den Kindern die Caserne verlassen müssen und sich in einer dürftigen Wohnung in der kleinen Hamburger Straße eingemiethet, in der ihre Arbeitsamkeit dadurch Abbruch erlitt, daß sie eines Knäbleins genas. Aber auch die vergrößerte Sorge für drei Kinder vermochte den Muth der gottergebenen Frau so lange nicht zu beugen, als sie noch ihren gewohnten Kirchenbesuch zu ihrem Troste fortzusetzen im Stande war, und erst als ihre abgetragene Kleidung so ärmlich geworden, daß sie sich nicht mehr darin am Sonntage auf die Straße wagte, sprach sich ihre Schwermuth in Zügen tiefer Trauer oder in Thränen ihren Kindern gegenüber aus.

Es war wohl natürlich, daß unter so betrübten Umständen, bei diesem oft vergeblichen Ringen nach dem täglichen Brod die Unterrichtsbestrebungen der unglücklichen Mutter unterblieben; unser Klöden mußte theils Wirthschaftsangelegenheiten besorgen, theils seine kleinen Geschwister warten, und konnte die Armenschule, in die er gebracht worden, nur sehr unregelmäßig besuchen, woher es denn kam, daß er im siebenten Lebensjahre noch nicht das Lesen erlernt hatte und noch keinen Trieb dazu empfand. Dagegen erinnerte er sich noch des Umstandes als eines Vergnügens, daß er auf dem Armenkirchhofe, den seine Mutter mit ihren Kindern bisweilen besuchte, Schmetterlinge und Maikäfer gefangen und Mistkäfer mit zu Hause gebracht habe, um sie zu füttern und ihre Gewohnheiten zu beobachten. Bei diesen für ihn ergötzlichen Wanderungen störte ihn weder der Mangel an Schuh und Strümpfen, noch der einer Jacke und Mütze, und namentlich war er geneigt, der Entbehrung der letztern bis zum zehnten Lebensjahre es zuzuschreiben, daß er bis in sein hohes Alter nie an Kopfschmerzen gelitten hatte.

Als Retter in der Noth erschien eines Tages der Vater wieder, der im Felde schwer erkrankt und nach der Genesung als dienstunfähig entlassen worden war mit der Aussicht auf eine Civilversorgung. Diese wurde ihm auch bald zu Theil, indem er den Posten eines Accise-Aufsehers in Preußisch-Friedland, einem etwa $1\frac{1}{2}$ Tausend Seelen zählenden Städtchen Westpreußens erhielt. Die Familie packte ihre geringen Habseligkeiten auf einen gewöhnlichen Fuhrmannswagen und schickte sich mit demselben zu der damals sehr lang dauernden und sehr langweiligen Reise

an, die aber nichtsdestoweniger den Kindern und insbesondere unserm Karl eine neue Welt aufschloß.

Als die Aeltern sich in Preußisch-Friedland ansiedelten, wurden sie bald inne, daß sie hier wie in Berlin auch nur ein dürftiges Dasein fristen müßten, daß sich ihr Leben aber noch einförmiger gestalten und noch entblößter von geistigen Genüssen sein würde, als es in Berlin der Fall gewesen war.

Da unser Karl noch nicht lesen gelernt hatte und deshalb nicht in die dortige Stadtschule aufgenommen werden konnte, brachte der Vater ihn in eine sogenannte Leseschule, der eine mehr als 70jährige Frau vorstand, die, stets am Spinnrade beschäftigt, Knaben und Mädchen das damals ganz allgemein übliche Buchstabiren und nothdürftige Lesen beibrachte und sich dabei, wie es die Sitte der Zeit mit sich führte, der gewöhnlichen Zuchtinstrumente fleißig bediente. Aber der Unterricht fruchtete wenig, Karl fand ihn über alle Maßen langweilig, und es dauerte ziemlich lange, bis er, und wahrscheinlich nur erst durch die Mithilfe der Mutter, sich eine sehr geringe Fertigkeit im Lesen angeeignet hatte. Nun erst ging er zur Stadtschule über, in der ebenfalls Kinder beiderlei Geschlechts gleichzeitig von einem einzigen Lehrer, dem Rector, unterrichtet wurden. Der ganze Unterricht drehte sich hier um Lesen und Auswendiglernen. So wurde täglich in der Bibel gelesen, ohne jedoch irgend eine Erklärung hinzuzufügen; vielmehr geschah das Lesen mit der größten Eile, die nur hin und wieder durch die Verbesserung eines falsch ausgesprochenen Wortes von Seiten des Lehrers unterbrochen wurde, bis man nach etwa 3 Monaten mit der ganzen Bibel fertig war, und dann ebenso wieder von vorn anfing.

Im Herbste 1794 war Jahrmarkt in Preußisch-Friedland, ein Tag, auf den sich die ganze Jugend des Orts schon lange vorher freute. Es ist das in kleinen Orten ein Ereigniß für Kinder, das der jugendlichen Phantasie in mehr als einer Richtung Nahrung zu geben pflegt und von dem sich die Sprößlinge großer Städte, in denen täglich so vieles und schönes Sehenswürdige ausgestellt ist, gar keinen Begriff machen können.

Für unsern Karl wurde der damalige Jahrmarkt ein folgenschweres Ereigniß, weil es ihn — den achtjährigen Knaben — durch die Güte seines Vaters in den Besitz eines Bleistiftes setzte, eines lange von ihm gehegten und stets unbefriedigt gebliebenen Wunsches. Er dachte sich, daß ihm nur ein Bleistift fehle, um Dinge, die er lange in der Erinnerung mit sich herumtrug oder die ihm seine Phantasie vorgaukelte, bildlich darstellen zu können; seine Freude über das langersehnte Geschenk war daher so groß, daß er sich selbst beim Zubettegehen nicht davon trennen und die ganze Nacht über den sich drängenden Zeichnungsentwürfen nicht schlafen konnte. Seine fleißig wiederholten Versuche, menschliche und thierische Figuren zu zeichnen, mißlangen ihm jedoch gänzlich; geeignete Vorlagen besaß er nicht und waren auch in Preußisch-Friedland nicht zu haben oder auch nur zu sehen, und so wandte er sich dann zu der, wie es ihm schien, leichtern Darstellung der Häuser der Stadt. Er wanderte in derselben herum, versuchte zuerst die Nachbildung einzelner Häuser und wollte nun auch die vier Häuserfronten des Marktplatzes aufnehmen, konnte aber nicht mit sich einig werden, wie er es anzufangen habe, sie auf demselben Bilde alle vier zugleich sichtbar werden zu lassen. Er begnügte sich endlich damit,

durch Nebeneinanderstellen aller Häuser in einer Reihe das Problem zu lösen. Was er nun aber noch an allen seinen Bildern schmerzlich vermißte, war die Farbe, durch diese erst, glaubte er, würden sie zur Vollendung gedeihen. Ein Tusch- oder Muschelkasten war in Preußisch-Friedland etwas ganz Unerhörtes; auch würde ihm der Vater einen solchen nicht haben kaufen können. Es mußte also auf eine Abhilfe gedacht werden. Die Noth macht erfinderisch; auf den Feldern in der Umgegend kommen hin und wieder gelbe, braune und röthliche Ockerarten vor, die fleißig eingesammelt wurden, und Pinsel wurden mit Hilfe des Vaters nach mehrfachen vergeblichen Versuchen aus den eigenen Haaren fabricirt. So entstand denn ein selbstgeschaffenes Malermaterial, das zwar den gehegten Erwartungen wenig entsprach; aber die Aufsuchung des Ockers wurde der Ausgangspunkt einer stetig wachsenden Sammellust, die alles auf den Feldern sich findende Ungewöhnliche zusammenschleppen ließ und die aus der kindlichen Spielerei im Mannesalter eine ernstliche, zu wissenschaftlichen Ergebnissen führende Beschäftigung erzeugte.

Das Leben mit seinen Wechselfällen brachte der Klödenschen Familie in diesem Zeitraume mehr Leiden als freudige Ereignisse; zu letztern war die Geburt eines kleinen Mädchens zu rechnen, welches von Aeltern und Geschwistern mit frohem Herzen begrüßt wurde. Gar bald verdüsterte sich indessen das Familienleben durch den Tod des jüngsten Bruders, eines geistig geweckten Knaben, den Alle aufs Zärtlichste liebten. Was aber noch schlimmer war und an allen Familiengliedern nagte, das war die langsam fortschreitende Verarmung mit allen ihren verderblichen Folgen. Der geringe Gehalt des Vaters reichte zur Be-

streitung der Lebensbedürfnisse immer weniger aus; die Mutter konnte durch Handarbeiten, die hier nicht verkäuflich waren, wie in Berlin, nichts verdienen, und nun fügte sich diesem Elende noch die stets wachsende Neigung des Vaters zum Branntwein hinzu, der ihm bei seinem Accise-posten täglich in den Brennereien angeboten wurde, ein Uebelstand, der die schon so hart bedrängte Mutter in wahre Verzweiflung stürzte.

Da kam es denn der letztern sehr gelegen, daß ein in Märkisch-Friedland an der Pommerschen Grenze angestellter Thoreinnehmer seinen Posten gegen einen andern zu vertauschen wünschte; sie redete ihrem Manne dringend zu, auf diesen Tausch einzugehen, da sie doch in Preußisch-Friedland ihrem sichern Verderben entgegeneilen würden, und so wurde diese Angelegenheit zu gegenseitiger Zufriedenheit in der Kürze erledigt. Mit dem Anfange des Jahres 1796 trat die Klödensche Familie, mit ihrem Hausgeräth auf einem Leiterwagen, ihre Reise nach dem 10 Meilen weit entfernten Märkisch-Friedland, anfänglich unter allerlei kleinen Unfällen, an, gelangte aber am dritten Tage glücklich an den Ort ihrer Bestimmung und in die bereits leer stehende Amtswohnung des Thoreinnehmers. Bald waren sie eingerichtet und fanden ihr neues Loos erträglich, indem sie doch wenigstens sich satt essen konnten.

Um diese Zeit kam auch ein Geschenk des Onkels aus Berlin, ein Buch, betitelt: „Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften", für unsern Karl an, das dadurch einen großen Eindruck auf ihn machte, daß es die laufende Jahreszahl auf dem Titel trug, Etwas, das er, außer beim Kalender, bei keinem der ihm bis dahin in die Hände gekommenen Büchern bemerkt hatte. Er glaubte verpflichtet zu sein, das

Buch durchzulesen, was eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, ohne daß es ihm viel genützt hätte, denn er verstand das Meiste nicht und hatte auch Niemanden, der ihm zum Verständniß behilflich gewesen wäre.

Der Vater machte nun Anstalten, seinen Sohn wieder in eine Schule zu bringen, in der eine geringe Anzahl Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. Da gab es wieder dieselben Lehrgegenstände, wie in Preußisch-Friedland, nur schlechter behandelt, denn sie konnten nicht einmal zur Gedächtnißübung dienen, indem der alte Kaplan die Sitte hatte, beim Hersagen des Auswendiggelernten stets vorzusprechen, und es daher nur nöthig war, ihm Wort für Wort nachzureden, um ohne alle Anstrengung des Gedächtnisses das größte Lob einzuernten. Auch mit dem Rechnen war es keineswegs besser gestellt, als in Preußisch-Friedland; der gutmüthige alte Kaplan erklärte, über das Dividiren nicht hinausgekommen zu sein, und konnte nicht einmal die jetzt ganz gewöhnliche Art des Dividirens, die man damals „das Dividiren nach unten" nannte und die ihm unser Klöden zuerst zeigte, recht begreifen; Letzterer wurde daher auch bald inne, daß diese Schule ihm nicht weiter zu helfen im Stande war.

Im Anfange des Jahres 1797 bekam er die Masern und zwar in überaus heftiger Weise. Es dauerte lange, ehe er wieder soweit genas, daß er im Zimmer umhergehen konnte, aber die Krankheit schien ihn körperlich und noch mehr geistig ganz umgewandelt zu haben. Was er früher mit Gemächlichkeit getrieben hatte, zu dem fühlte er sich jetzt unwiderstehlich hingezogen. Er verlangte ein Buch zum Lesen, und als die Mutter ihm Campe's Robinson Crusoe, den sie für ihn geborgt hatte, einhändigte, konnte

er sich nicht davon trennen, und las es elfmal hinter einander durch. Das Buch hatte eine mächtige Wirkung auf ihn ausgeübt: es hatte nicht nur seinen Vorstellungskreis wesentlich erweitert und ihn über viele Dinge aufgeklärt, die wie ein Nebel in seiner Phantasie bis dahin dämmerten, es hatte auch vor ihm das Bild eines edeln Familienlebens aufgerollt, in welchem die Wißbegierde heimisch und unterrichtete Männer und zweckmäßige Hilfsmittel zur Belehrung stets bereit waren. Wie ganz anders erschien ihm sein eigenes Leben im Vergleich mit dem der Campe'schen Kinder! Aber anstatt niedergedrückt zu werden von den harten Entbehrungen, die ihm von seiner Geburt auferlegt waren, spornte ihn Campe's Rath: „zu lernen, was man irgend könne, weil man nicht im Voraus wisse, wozu es Einem nützen werde", um so mehr an, jede Gelegenheit und jedes Hilfsmittel der Selbstbelehrung, die sich ihm darboten, eifrig zu ergreifen. Er ging deshalb von Neuem an das Lesen des „Inbegriffs aller Wissenschaften", der ihm das Jahr zuvor von seinem Onkel in Berlin geschenkt worden war, wunderte sich sehr, daß er jetzt das Buch verstand, lernte daraus, mit wie vielerlei der menschliche Geist sich beschäftigen könne, und wünschte nun sehnlichst in allen diesen Richtungen fortzuschreiten. Vorerst ruhte er nicht eher, als bis er das Buch achtmal hinter einander durchgelesen hatte. Er wünschte Lateinisch zu lernen, aber der Kaplan, dessen Schule er besuchte, hatte das wenige, was er einst gewußt, vollständig vergessen bis auf ein Dutzend lateinischer Sprichwörter, die er seinen vorgerücktesten Schülern vorzuschreiben pflegte und die unser Klöden längst auswendig konnte. Auch die Mutter hatte ihre ganze Wissenschaft, die sie sich durch

Ueberhören ihrer Brüder in frühern Jahren erworben und in treuem Gedächtniß erhalten hatte, hergegeben, und die Vocabelkenntniß wurde schließlich noch durch fleißiges Studiren in einem alten, sehr zerlesenen orbis pictus, den er geliehen bekam, vervollständigt. Aber nun stand auch hier wieder das Vorwärtsschreiten am Ende.

Klöden wurde nun von seinem Vater zu einem Rabbinats-Candidaten gebracht, der in Märkisch-Friedland Privatstunden ertheilte, wobei er Regel-de-tri und Bruchrechnung mechanisch erlernte, anstatt der versprochenen Stylübungen allerlei Wechselschemate, die ihm nicht einmal erklärt wurden, abschrieb, und aus einer alten Ausgabe der Büsching'schen Geographie vorlesen mußte, ohne daß die falsch ausgesprochenen fremdländischen Namen verbessert oder Karten zur Orientirung vorgelegt worden wären. Nebenher cultivirte er fortwährend das Zeichnen, kam aber nicht weiter, als zur Ausführung von phantasirten Städteansichten mit in einer Reihe gelegenen Häusern und möglichst vielen Thürmen, die mit den Farben eines vom Vater erhaltenen Muschelkastens bunt angestrichen und dann als Zierde an die Wände der Amtsstube geheftet wurden. Es freute ihn nicht wenig, die Fuhrleute, welche zur Zahlung des Wegegeldes oder zur Lösung von Passagescheinen in das Zimmer traten, sich oft streiten zu hören, welches von den Bildern Stettin, welches Danzig, Hamburg u. s. w. darstelle, und diese Aeußerungen ermuthigten ihn, immer aufs Neue zu malen, doch stets in derselben Weise, da ihm Niemand angab, wie er es besser machen könne.

Der Bau eines neuen Dienstgebäudes für den Vater brachte unsern Klöden mit einem nicht ganz ungebildeten

Tischlergesellen in Berührung, der dort beschäftigt war und den wißbegierigen Knaben an sich zu ziehen wußte. So lernte er von ihm nicht nur das Hobeln, so daß er nach seinen Kräften wacker mit arbeiten konnte, sondern erhielt auch, was ihm noch lieber war, einige Bände von Hübners Geographie von Jenem geschenkt, die ihm nützlicher wurde, als der geographische Unterricht des jüdischen Candidaten.

Ein Ereigniß, das Klödens weiteres Fortschreiten wesentlich begünstigte, war der Tod des Cantors und Rectors der Stadtschule und die Besetzung dieser Stelle durch einen Candidaten der Theologie, Namens Par. Unser Klöden wurde zu ihm in die Schule gebracht, gewann sehr bald das Wohlwollen dieses Mannes und war in kurzer Zeit Primus der Schule. Dabei lieh ihm Par aus seiner kleinen Büchersammlung einzelne Werke, wie Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen, Raffs Naturgeschichte und Martinets Katechismus der Natur, lauter meist berühmte, jetzt verschollene Bücher, deren Inhalt Klöden begierig verschlang, wobei er sich zugleich bemühte, die in den letztern beiden Werken enthaltenen naturhistorischen Kupfer abzuzeichnen.

Schon nach der Genesung von den Masern hatte der Vater unserm Karl auf dem Jahrmarkte als Spielzeug eine gewöhnliche Bärenführerpfeife gekauft, auf der dieser durch fleißiges Ueben ohne alle Anweisung mehrere bekannte Melodien zu blasen erlernt hatte, wobei ihm sein durch die Kirchengesänge geübtes musikalisches Gehör sehr zu statten kam. Die von den Nachbarn über diese keimenden musikalischen Bestrebungen gehörten Lobsprüche bewegten den Vater zum Ankauf einer alten Flöte, aber das Blasen auf derselben wollte dem Sohne durchaus nicht

gelingen, so daß er in seiner Verzweiflung sich an verschiedene Ortseinwohner, die ihm als Flötenspieler genannt wurden, wandte, aber wenig mehr von ihnen profitirte, als daß er einige Griffe erlernte; denn Allen ging die Notenkenntniß ab, sie bliesen nur nach dem Gehör. Am nützlichsten wurde ihm ein fremder Seifensieder, der sich zum Jahrmarkt einfand, ihm Noten zum Abschreiben borgte und ihn darin, wenn auch nur sehr dürftig, unterwies.

Unterdessen war das Jahr 1798 herangekommen, die Familie hatte sich um einen kleinen Sohn vermehrt, später aber wurde die Mutter schwer krank und mußte über vier Monate das Bett hüten, während welcher Zeit unser Karl und seine jüngere, kaum neunjährige Schwester die Mutter pflegen, die beiden jüngern Geschwister abwarten und noch nebenher ohne alle Unterstützung die Wirthschaft besorgen mußten. Da gab es denn auch Küchengeschäfte, die täglich abgethan sein wollten und die dem Aeltesten zufielen, und wenn die zubereiteten Speisen auch nur sehr einfach waren, so erforderte es doch eine Uebung. Karl war bald ein so geschickter Koch, daß der Vater ihn darüber loben konnte und seine Bierfische noch lange nachher als ein Meisterstück pries. Aber auch in andern Handverrichtungen bewies unser Klöden ein ungewöhnliches, von Nachdenken zeugendes Geschick; er pflasterte den Hausflur mit Steinen und grub durch Versenken einer Tonne auf dem Hofe einen Schöpfbrunnen, der recht gutes Trinkwasser lieferte. Daß aber über allen diesen zeitraubenden Beschäftigungen die Wissenschaften ruhen mußten, verstand sich wohl von selbst. Der Arzt, welcher die Mutter in ihrer schweren Krankheit behandelte, hatte den aufgeweckten Knaben lieb gewonnen und bemühte sich nun, ihm nützlich

zu werden. Er erbot sich, ihn im Französischen zu unterrichten. Bei den vielen Patienten, die er zu besuchen hatte, waren ihm aber die freien Stunden so sparsam zugemessen, daß der Unterricht bald ins Stocken kam. Indessen lernte Karl doch die Aussprache, Lesen und einen Theil der Formenlehre. Zugleich verschaffte ihm die Bekanntschaft mit jenem Arzte die Gelegenheit, den Clavierstunden, welche dieser seiner Tochter ertheilen ließ, beizuwohnen und da Vieles abzusehen, was ihm dann auf dem Claviere sich einzuüben erlaubt wurde. Er machte so wenigstens einen Anfang mit dem Clavierspiel. Erst später hatte sich auch der Rector Par ein Instrument angeschafft, auf dem er unserm Karl zu spielen gestattete, ihm auch Noten und eine Clavierschule lieh, die er fleißig durcharbeitete und sich die Anfangsgründe des Generalbasses aneignete. Er versuchte nun, gehörte Melodien niederzuschreiben und einfache Claviersachen für die Flöte zu arrangiren, was ihm auch ziemlich gut gelang.

Im Herbste 1799 brach die Pockenseuche in Märkisch-Friedland aus und forderte aus jeder Familie ihre Opfer. Als solche fielen auch in der Klödenschen Familie die beiden jüngsten Kinder, die in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen ein Raub der damals so verheerenden Krankheit wurden. Abermals kehrte auf lange Zeit Trauer in das an Freuden so arme Haus ein. Nach längerer Unterbrechung begann unser Karl seine mathematischen Studien wieder, entwarf auch 1800 einen Plan der Stadt Märkisch-Friedland, wozu er die Maße durch Abschreiten gewonnen hatte, und spickte den ganzen Gartenzaun mit selbstverfertigten Sonnenuhren. Es waren ihm dazu eine Anzahl Blätter des alten Homannschen Atlasses behilflich,

die ersten Karten, die er in die Hände bekam und die seinen Eifer für geographische Studien aufs Neue belebten.

Da er nun schon 14 Jahre alt geworden, so tauchte jetzt häufiger als früher im Rathe der Aeltern die Frage auf, welchem Berufe er sich widmen werde? Die Frage war schwer zu beantworten, da er zu den in Märkisch-Friedland ausgeübten bürgerlichen Geschäften nicht die mindeste Lust bezeigte, wohl aber einen entschiedenen Hang zum Studiren offenbarte, den zu begünstigen und zu verfolgen, dem Vater alle Mittel fehlten. Ein geschickter Musiker von außerhalb, der dann und wann den Gutsherrn von Märkisch-Friedland, der sehr musikalisch war, besuchte, hatte zufällig unsern Klöden die Flöte blasen hören und sich geäußert, er wolle ihn zu sich nehmen, um ihn ganz für die Musik auszubilden. Der Mann stand aber nicht im besten Rufe, und deshalb konnten die Aeltern sich nicht entschließen, ihm ihren Sohn anzuvertrauen. In ähnlicher Weise zerschlug sich eine Stelle bei einem Landbaumeister, dem eine Schrift und Zeichnenprobe Klödens eingereicht worden war, und so blieb nach aller Ueberlegung den Aeltern Nichts weiter übrig, als ihren Sohn nach Berlin zu einem Bruder der Mutter, der Goldarbeiter war, zu geben, um das Gewerbe desselben zu erlernen. Er wurde daher nach seiner Einsegnung, so gut es gehen wollte, ausgestattet und im Sommer 1801 mit einer Meßgelegenheit nach Frankfurt und von da mit einem Fuhrmanne zu Fuß nach Berlin gesendet. War ihm schon der Abschied von den Aeltern, zumal der Mutter und der Schwester, schwer geworden, so fiel es ihm noch schwerer aufs Herz, als er bei seinen Verwandten anlangte und anstatt einer freundlichen, liebevollen, ihn, den Verlassenen,

tröstenden Aufnahme, im Onkel einen finstern, wortkargen Mann und in der Tante eine vornehmthuende, strenge Frau fand, die ihn ihren Kindern nicht als Vetter, sondern als den neuen Lehrburschen vorstellte. Wie ganz anders war es hier, als in seiner heimathlichen Umgebung, wo ihn Alle als den Stolz der Familie auf Händen trugen! Als Schlafstätte ward ihm ein dunkler Verschlag auf dem Flur angewiesen, in dem er jedoch zu seiner Freude einige Dutzend alte Bücher vorfand, deren Entdeckung ihm zum Trost gereichte und in die er sich bald vertiefte. Nachdem er in dieser Beschäftigung mehrere Tage eifrig verbracht hatte, mußte ihn der Onkel durch die Frage: ob er denn zum Lesen oder zum Arbeiten nach Berlin gekommen sei? aus seiner Lieblingswelt herausreißen, um ihn an das Werkbrett zum Schleifen und Poliren zu rufen. Die tägliche Arbeitszeit dauerte von nun an 13 Stunden bei kärglich abgemessener Kost, die einen 15jährigen Menschen stets in einem Zustande der Eßlust erhalten mußte. Dabei ward er immer häufiger vom Arbeitstische abgezogen, theils um Artikel, die zum Geschäfte erforderlich waren, groschenweise einzukaufen, theils um Haushaltungsbedürfnisse vom Bäcker, Schlächter, Materialisten oder vom Markte zu holen, so daß er gar bald zu begreifen anfing, wie wenig bei einem solchen Verfahren eigentlich zu lernen sei. Dazu kam, daß er öfters die angefertigten Arbeiten zu Ladenbesitzern tragen mußte, deren Urtheile über das Gelieferte ihn nur zu deutlich erkennen ließen, auf welcher niedrigen Stufe der Kunst die Leistungen seines Onkels standen, woran theilweise wohl auch das abgenutzte und mangelhafte Werkzeug Schuld war, das zu erneuern und zu ergänzen die finanziellen Umstände des letzteren verboten. Aber was

sollte Karl anfangen, um sich aus dieser Lage zu befreien? Er wußte kein Mittel, da ja seine Eltern nach vergeblichen Versuchen und vielfachen Berathungen sein gegenwärtiges Geschäft als einzigen Weg für seine Zukunft aufzufinden im Stande gewesen waren. Er mußte also in Geduld ausharren und sich Sonntags theils in der Kirche, theils in seinen Büchern, theils durch seine Flöte Trost suchen, was er denn auch regelmäßig that und sich dadurch aufrecht erhielt. Noch mehr war ihm eine solche Stütze nothwendig, als sich seine Lage allmälig verschlimmerte. Seine Beschäftigungen am Feuerheerde der Küche, wo das zu verarbeitende Gold geschmolzen, die Arbeiten gefärbt, Löthungen verrichtet und besonders das Quecksilber von den im Feuer zu vergoldenden Sachen abgeraucht werden mußte, nahmen immer mehr zu, und dabei fand es denn seine Tante sehr bequem, ihm die Aufsicht über das zu bereitende Essen aufzutragen, so daß er Jahr und Tag zugleich den Koch spielen mußte. Diese Beschäftigungen, die ihn nöthigten, die Hände bald heiß werden zu lassen, bald in kaltes Wasser zu tauchen, hatten ihn so übel zugerichtet, daß seine Finger schon beim Beginn des Winters ganz mit aufgebrochenen Frostbeulen bedeckt waren und er herbe Qualen ausstehen mußte. Seine bei einer Wohnungsveränderung des Onkels auf einem Hausboden erhaltene Schlafstätte, die zugleich als Trockenraum diente und stets mit nasser Wäsche behangen war, brachte seine Gesundheit in die äußerste Gefahr und erzeugte in den durch die Quecksilberdämpfe gereizten Athmungswerkzeugen einen Schmerz, der auch wohl für seine spätere körperliche Entwickelung nicht ohne schädliche Folgen blieb. Um so eifriger ergab er sich in den Feierstunden den ihm zum Bedürfniß gewordenen

Studien, kaufte sich Meidingers französische Grammatik, um sich besser in das Französische einzuarbeiten, trieb Abends Mathematik, ja, er zeichnete mit einem Stifte geometrische Figuren neben sich in den Schmutz des Werkbretts, um unbemerkt neben der Arbeit über Lösung von mathematischen Problemen grübeln zu können. Eine italienische Reisebeschreibung, die er unter den Büchern des Onkels fand und welche sein Interesse für die bewunderungswürdigen Reste der Römerwelt lebhaft entzündete, brachte ihn auf die Idee, auch einmal nach Italien zu reisen, und sich durch Erlernung des Italienischen darauf vorzubereiten. Er wußte sich bei einem Antiquar eine italienische Grammatik zu verschaffen und begann nun, um die zum Studium erforderliche Zeit zu gewinnen, auf der bloßen Diele zu schlafen, damit er um so zeitiger aufwachen könnte. Wenn er es auf diese Weise auch nicht weit im Italienischen brachte, so eignete er sich doch die Anfangsgründe desselben an.

Die harte Behandlung Seitens des Onkels ließ indeß nach, als dieser allmälig einsah, daß sein Lehrling ihm immer mehr nützte und sich zu seinen Arbeiten so geschickt anstellte, daß die von ihm gefertigten Artikel häufiger begehrt wurden und die Zahl der Kunden dadurch wuchs. Er gestattete ihm daher nicht nur den Besuch des in der Kunst- und Gewerbsschule der Akademie ertheilten, freilich sehr nothdürftigen Zeichnenunterrichts, sondern duldete auch, daß er sich zu Hause mit Graveurarbeiten beschäftigte, zu denen er das Verfahren beim Graveur, den er oft in Geschäftsangelegenheiten besuchen mußte, abgesehen hatte. Bald hatte er denn auch darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß er für leichtere Arbeiten die Stelle des

Graveurs einnahm und der Onkel dadurch wesentlich ersparte. Die zufällige Bekanntschaft mit einem Kupferstecher führte ihn aufs Kupferstechen, das er erst für sich übte, dann aber auf der Akademie beim Kupferstecher Jäck, der im geographischen Fache einen weit verbreiteten Ruf hatte, förmlich erlernte, und dabei nebenher im Situationszeichnen sich vervollkommnete. Doch die politischen Ereignisse des Jahres 1805 waren der Fortsetzung dieser Bestrebungen, die unserm Karl sehr lieb geworden, ungünstig; er konnte sich daher mit um so mehr Muse den Uebungen auf der Guitarre zuwenden, die er von demselben Manne, der ihm den ersten Impuls zum Kupferstechen gab und selbst ein guter Spieler war, erlauscht hatte. Nachdem dieser dem für die Musik so empfänglichen Jünglinge die Behandlung des Instruments gezeigt und auch einige Notenkenntniß ertheilt hatte, wurde bei jeder sich darbietenden Gelegenheit geübt und bald war er im Stande, seinen Gesang auf der damals sehr beliebten Guitarre zu begleiten. Dieses für Karl so freudige Ereigniß wurde gar bald wieder durch ein trübes gestört, indem seine arme, schon so schwer geprüfte Mutter an einem Uebel litt, das eine Operation durch die Hand eines Chirurgen verlangte, und deßhalb mit ihrer Tochter nach Berlin kam. Die standhafte Frau duldete die größten Schmerzen, aber die Operation schien gelungen, da die Wunde von Tag zu Tag kleiner wurde, die Kräfte zunahmen, und schon glaubte Karl mit Zuversicht der völligen Genesung seiner so innig geliebten Mutter entgegen sehen zu können.

Mittlerweile hatten sich die Kriegsereignisse immer drohender gestaltet, die ganze Berliner Garnison war Napoleon entgegengezogen und die Bürgermiliz mußte die

Wachtposten in der Stadt besetzen, wobei auch die Reihe an Klödens Onkel kam. Dieser ersuchte seinen Neffen, ihn zu vertreten, und so ergriff denn unser Karl die Waffe und that zu verschiedenen Zeiten Wachtdienste. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm der Schmerz zu Theil, den Franzosen, die nach der unglücklichen Schlacht von Jena in Berlin einrückten, das Königliche Schloß zu überliefern.

Aber auch der Zustand von Karls Mutter hatte sich unterdessen verschlimmert; es zeigte sich nachträglich, daß die Operation vergebens gewesen war und trotz aller angewandten Hülfe erlag die theure, um die Erziehung ihres Sohnes hoch verdiente Frau ihren furchtbaren Leiden. So stand den unser Klöden am letzten Tage des verhängnißvollen Jahres 1806 am Grabe seiner geliebten Mutter, mit tiefem Kummer im Herzen und mit trübem Blicke in die Zukunft.

An diesem Tage als Lehrling ausgeschrieben, begann er sein Gehülfenleben mit Schulden für die Wohnung seiner Mutter, ohne zu wissen, wovon sie bezahlt werden sollten. Zwar hatte ihm der Onkel angeboten, bis zu Ostern bei ihm zu arbeiten, aber alle Geschäfte waren damals ins Stocken gerathen, und deßhalb konnte er ihm auch nur einen sehr geringen Wochenlohn bewilligen. Wohnung und Beköstigung, die er davon zu bezahlen hatte, mußten daher auf das Spärlichste eingerichtet werden. Endlich hörte auch dieser geringe Erwerb auf; der für Läden zu verrichtenden Graveurarbeit gab es nur wenig, er hatte mithin Zeit vollauf, auf der Guitarre zu üben und im Kupferstechen fortzuschreiten. Um diese Zeit war es, wo er bei dem Kupferstecher Bolt, einem in der Punktirmanier berühmten Künstler, den er zufällig kennen gelernt

hatte, einen Mann traf, der kleine, zum Punktiren dienende Stahlwalzen oder sogenannte Rouletten zum Verkauf anbot. Diese kleinen Geräthe wurden nur in Paris verfertigt und theuer bezahlt. Klöden meinte, nachdem er sich ein solches Instrument genau besehen hatte, sie auch anfertigen zu können und machte sich bei seinem Onkel sofort an die Arbeit. Er hatte die Genugthuung, die von ihm gefertigten Rouletten von Bolt loben zu hören, bald fabricirte er sie dutzendweise und versah Kupferstecher und Handlungen damit. Auf diese Weise half er sich in jener schweren Zeit über die drückendste Noth hinweg.

Eine wohlhabende Dame hatte einen Guitarrelehrer gesucht und unser Klöden war ihr dazu empfohlen worden. Das Anerbieten kam ihm sehr gelegen, sein Unterricht gefiel und gab die Veranlassung, daß er von einer Familie zur andern recommandirt wurde. Da gab es denn wieder eine neue unerwartete Einnahme.

Das Jahr 1808 fand so unsern Klöden in einem ausgedehnteren Umgange, durch den er seine nachherige Gattin kennen lernte, die er dann auch im folgenden Jahre als treue Lebensgefährtin heimführte. Seine Beschäftigungen mit dem Guitarreunterricht, mit dem Stechen von Adressen, Wechsel- und Rechnungsformularen, Preiscouranten, Petschaften und dergleichen, dann und wann auch bestellte Goldarbeiten gewährten ihm zwar kein sicheres und glänzendes, aber doch für bescheidene Ansprüche genügendes Auskommen, und verschafften ihm die Möglichkeit, auch ohne Unterstützung seiner unvermögenden Schwiegereltern sich im 24. Jahre seines Lebens in der alten Grünstraße eine gemüthliche Häuslichkeit zu gründen. Aber er vergaß jedoch nicht die ihm so theuren wissenschaftlichen Stu-

dien; er beschäftigte sich abwechselnd neben seinen Brodarbeiten mit Mathematik, Astronomie, physischer Geographie, Literaturgeschichte und andern Dingen.

Im Anfang des Jahres 1811 hatte er eine schwere Prüfung auszuhalten; er verfiel in eine langdauernde und gefährliche Krankheit, dann erkrankte auch sein halbjähriges Söhnchen; doch er genas, um seinen lieben Erstling zu Grabe zu geleiten. Aus der bittern Noth, in welche die einnahmlose Zeit das junge Ehepaar gestürzt, erretteten vielseitige Aufträge zu Kupferstícharbeiten. Die geographischen Studien, die unsern Klöden so vielfach beschäftigt hatten, brachten ihn in jener Zeit mit verschiedenen Männern in Berührung, die derselben Wissenschaft lebten, und dadurch trat er einerseits in Verbindung mit der damals schon bekannten Kartenhandlung von Simon Schropp und Comp., andererseits mit dem Vorsteher eines Pestalozzischen Erziehungsinstituts, Namens Plamann. Jene beschäftigten ihn mit Entwerfen und Stechen von Karten, dieser übergab ihm in seiner Anstalt eine Anzahl Lehrstunden. So stand denn unser Klöden am Jahresschlusse von 1811 an einem Wendepunkte seines Lebens und es begann für ihn die Morgenröthe einer schönern Zeit. So vergingen einige Jahre.

Mehrere Freunde Klödens hatten zu verschiedenen Malen, wenn von dessen Zukunft die Rede war, den Rath gegeben, daß Klöden durchaus noch ein vollständiges Studium auf der Universität durchmachen müsse, damit ihm später die Anstellung im Staatsdienst offen stünde. Jeden andern Familienvater, dem ganz allein die Last der Erhaltung einer Familie obgelegen hätte, würde dieser Rath abgeschreckt haben; Klöden bebte nicht davor zurück, soviel

Mühe und Entbehrungen auch im Gefolge dieses Entschlusses lagen. So wurde er 1814 im 28. Jahre seines Lebens als Studiosus an der Berliner Universität immatriculirt.

Drei Jahr später sah Klöden seinen Eifer mit dem schönsten Erfolge gekrönt, da er vom Schulrathe von Türk zum ersten Lehrer an dem in Potsdam errichteten Schullehrerseminar berufen wurde, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1824 in Segen wirkte.

Um diese Zeit wurde Klöden zum Direktor der Gewerbschule in Berlin ernannt, in welchem ehrenvollen Amte er einunddreißig Jahre lang eine reiche Saat des Guten und Edlen streute, geehrt von seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Mitarbeitern und seinen Schülern.

Wer hätte es einst dem armen Knaben sagen können, daß er in seinem Mannesalter in der Residenz des Landes eine so geachtete Stellung einnehmen sollte, daß eine Universität ihm ehrenhalber das Doctordiplom übersenden und seine Brust mit den Ordensinsignien dreier Fürsten geschmückt sein würde! — Ja, an ihm ist es wieder recht klar, daß Anstrengung und Eifer die aus dem echten Wissensdrange hervorgehen, daß Mühen und Beschwerden in der Jugend durch Gottes Gnade sich oft zum Segen und zu Friede und Freude im spätern Lebensalter verwandeln." —

„Bravo, bravo, lieber Schwager! Daran mögen sich unsere Kinder ein Beispiel nehmen," unterbrach die Justizräthin die Stille, welche am Schlusse der Erzählung eingetreten war.

„Es ist nur gut, daß ich im letzten Winter Vorsteher des Gewerbvereins war, und als solcher die Verpflichtung hatte, dann und wann einen Vortrag zu halten; sonst

würde ich wirklich in Verlegenheit gewesen sein, Euch, lieben Kinder, Etwas zu erzählen," erwiderte der Onkel Emil, „doch nun kommt, wir wollen den Gottesdienst besuchen und alsdann auf den Schloßberg gehen."

Mittlerweile hatte sich der Himmel aufgehellt, die Sonne sendete ihre warmen Strahlen und es war wirkliches Pfingstwetter geworden.

Mittags 1 Uhr fuhr daher die frohe Gesellschaft nach dem Milleschauer, d. h. man fuhr bloß bis an den Fuß des Berges, welcher vier Stunden von Teplitz entfernt liegt.

Das Aufsteigen zur Bergeshöhe war freilich sehr beschwerlich, zumal für die Justizräthin und ihre beiden Töchter, da der Weg an manchen Stellen sehr schlüpfrig war; doch kamen endlich Alle wohlbehalten auf der Bergkuppe an. Die herrlichste Aussicht ließ schnell alle gehabte Mühe vergessen. Ein großes Panorama lag zu ihren Füßen ausgebreitet und bis weithin ins Böhmerland reichten die Blicke. „O wie schön!" tönte es einmal um's andere aus diesem oder jenem Munde.

Unter heiteren Gesprächen, unter Spiel und Gesang verging der Abend.

Schon um 3 Uhr am andern Morgen wurde geweckt. Manchem der Kinder kam dies noch zu zeitig, aber eins ermunterte das andere; es half Nichts, Alle mußten aufstehen und sich so warm als möglich ankleiden.

Alsdann ging es hinaus ins Freie, um, o, welche Pracht! die Sonne in ihrem vollen Glanze aufgehen und die weite, weite Fläche von ihren Strahlen erleuchtet zu sehen.

„So schön habe ichs selbst noch nicht getroffen," sagte der Justizrath, „obschon ich heute bereits zum sechsten Mal hier oben die Sonne aufgehen sehe. Das macht aber, daß durch den vorhergehenden Regen die Atmosphäre gereinigt worden ist."

Die Kinder konnten sich nicht satt sehen und achteten selbst nicht auf den ziemlich kühlen Luftzug, welcher auf den Sonnenaufgang folgte.

Der Vater nöthigte sie endlich, wieder unter das schützende Obdach einer Mooshütte zu kommen, wo bereits der dampfende Kaffee ihrer wartete.

Bald war man auf dem Rückwege und in wenig Stunden wieder in Teplitz.

Auf wiederholte und dringende Bitten entschloß sich Onkel Emil, einen Abstecher nach Dresden zu machen, und so war denn, nachdem man noch einmal den Schloßgarten besucht hatte, Nachmittags 2 Uhr die ganze Familie auf dem Rückwege nach Dresden, diesmal aber nicht über Bodenbach, sondern über Aussig.

Als man nun wieder im Dampfwagen saß und noch einmal alles Gesehene und Erlebte an den geistigen Augen vorüber ziehen ließ, da bemerkte man wohl, daß manches Sehenswerthe in der Umgegend von Teplitz unbesucht geblieben sei, z. B. das Kloster Osfegg, die Wilhelmshöhe rc. Doch dafür wußte Onkel Emil einen Trost, der hieß: Ein Andermal.
